



Nur für Werksangehörige

12. Jahrgang

Mai 1960 L 7271 E





„Glück auf!“ – ein neuer Morgen!

fest in. fort!

Abel York

Wir Bergleut', die aus tiefem Schacht die dunklen Schätze heben,
dem Tod so nah in ew'ger Nacht, wir glauben an das Leben!
So stet und hell, wie's Grubenlicht, steht hinter Mühn und Sorgen
der Stern, der durch die Wolken bricht: „Glück auf!“ – ein neuer Morgen!

Ihr Hüttenmänner werkt am Erz, das wir für euch geschlagen.
In Öfen schmilzt's, die himmelwärts hoch wie Giganten ragen.
Das Essen glühen macht, das Licht, vom Himmel müßt ihr's borgen,
vom Stern, der durch die Wolken bricht: „Glück auf!“ – ein neuer Morgen!

Wir Werkleut', die wir Hand in Hand durch Nacht zum Tage wandern,
der Glaube war es, der uns band, den einen an den andern!
Du ärmster Bruder, zage nicht, bist ja mit uns geborgen
beim Stern, der durch die Wolken bricht: „Glück auf!“ – ein neuer Morgen!

„Glück auf!“ – ein neuer Morgen! Lied zum 1. Mai von Abel York

Wir Bergleut', die aus tiefem Schacht
die dunklen Schätze heben,
dem Tod so nah in ew'ger Nacht,
wir glauben an das Leben!
So stet und hell, wie's Grubenlicht,
steht hinter Mühn und Sorgen
der Stern, der durch die Wolken bricht:
„Glück auf!“ – ein neuer Morgen! ./.

Ihr Hüttenmänner werkt am Erz,
das wir für euch geschlagen.
In Öfen schmilzt's, die himmelwärts
hoch wie Giganten ragen.
Das Essen glühen macht, das Licht,
vom Himmel müßt ihr's borgen,
vom Stern, der durch die Wolken bricht:
„Glück auf!“ – ein neuer Morgen! ./.

Wir Werkleut', die wir Hand in Hand
durch Nacht zum Tage wandern,
der Glaube war es, der uns band,
den einen an den andern!
Du ärmster Bruder, zage nicht,
bist ja mit uns geborgen
beim Stern, der durch die Wolken bricht:
„Glück auf!“ – ein neuer Morgen! ./.

**IM
MAI
IM
SCHÖNEN
MAI**



Die Maisonne lockt zum ersten Ausflug

Der Mai ist der Monat der Dichter und der Verliebten! Na ja, für die Verliebten ist die Welt ja ohnehin voller Poesie, und Poeten sind, ebenso wie Liebesleute, ziemlich blind für die harten Realitäten dieses Lebens.

Aber schelten wir weder die Dichter noch die Liebenden. Freuen wir uns mit ihnen und überhaupt darüber, daß es im großen Troß der Nur-Realisten auch noch Optimisten und Illusionisten gibt. Schon deshalb allein verdient der Mai von uns allen eine kleine, ganz private Liebeserklärung.

Der Mai läßt uns alle hoffen und — glauben! Hoffen, daß die Welt nun schöner werde, von Tag zu Tag, und glauben, daß vom Maienglanz noch eingerüttelt Maß von blanker Lebensfreude und schierer Zuversicht hinüberstrahlt in die kommenden Monate. Mögen wir höchstpersönlich auch ungezählte Male am eigenen Leibe erfahren haben, daß der Traum vom ungetrübten Lebensglück zuletzt doch nur eine Illusion war, wir erliegen dem Maienzauber doch immer wieder aufs neue. Und das ist — fürwahr — gut so!

Denn: Wer nicht mehr glauben und nicht mehr hoffen kann, ist nicht viel besser dran als ein zu lebenslänglich verurteilter Häftling.

Er hat

nichts vor Augen als das Muß,

das Tunmüssen, das Lassenmüssen, das Hinnehmenmüssen und das Aushaltenmüssen — kurz: die von ihm nicht mehr beeinflussbare Kapitulation vor dem Reglement der unsere leibliche Existenz bestimmenden Ordnung. Bis der Tod das versteinerte Herz aufhören läßt zu schlagen in dieser längst zur Bürde gewordenen Welt!

Wer sich aber noch am prangenden Blütenschmuck des Kirschbaumes vor seiner Haustür so ganz selbstverständlich und ohne Spekulation auf die ihm aus solcher Blüte möglicherweise zufallende Ernte freuen kann, wer durch sein Tulpengärtlein gleichsam die ganze Nachbarschaft verschönt sieht, wer um den duftschweren Fliederbusch einen Bogen macht, um das Abendlied der Amsel nicht zu stören, und wer den jungen verliebten Leuten noch mit dem verschmitzten Lächeln höchst individueller Erinnerungen nachzublicken weiß, für den ist der Gang nach dem täglichen Brot nicht Inhalt, sondern nur die materielle Vorbedingung des Lebens. Eines Lebens, in dem es tausendmal mehr Dinge gibt, als sich mit den Händen greifen lassen, eines Lebens, durch dessen Himmelsblau sich gar trefflich auf den Wolken unsrer Wünsche zu fernen Zielen segeln läßt. Gerade so, wie es — speziell zur Maienzeit — der Dichter und der Verliebten Art ist!

Keiner schäme sich dessen,

daß ihm der Frühling noch die Seele weit und das Herz warm zu machen versteht!

Und wißt ihr irgendwen in eurer Nachbarschaft, in eurem Arbeitskreis, für den der Mai nicht mehr als die Nummer 5 im Monatsdutzend eines Jahres ist, so holt ihn euch jetzt einmal in euren Schrebergarten, auf den Balkon oder auch nur vor die Haustür unter den blühenden Kastanienbaum, schwätzt mit ihm bei einem Gläschen duftender Waldmeisterbowle über den schönen Abend, die Brieftauben und den Sportverein (resp. Schützen-, Kegel-, Kleingarten-, Dackelzucht-, Aquarienliebhaber- oder Gesangsverein) und helft dem Armen freundschaftlich, dem Dasein ein wenig mehr Geschmack abzugewinnen. Wetten, daß ihr euch damit selbst beschert?

Die Besserwisser,

die „Erfahrenen“ unter euch höre ich jetzt resignieren: „Der Mann hat gut reden! Ja, wenn der meine Sorgen (mein mieses Zuhause, meine Schulden, meinen Ärger mit dem Alten im Betrieb) hätte!“ Gemach, Freunde! Ein jeder von uns trägt seinen Sack voll Plackereien! Aber noch keinem ist das Sorgenpäckchen auch nur ein Kilo leichter geworden, wenn er den Blick nur auf den Staub der Straße heftet, statt sein Auge am Blühen und Grünen am Wegesrand zu weiden! Wie machte es doch der pfiffige Till Eulenspiegel? Wenn sein Weg hart und beschwerlich bergauf führte, piffte er sich eins in der Vorfreude darauf, daß hinter dem Kamm die müden Füße es leichter haben würden! Übrigens: Nur die Toren hielten den buntscheckigen Schelm für einen Narren!

Wenn Till Eulenspiegel heute noch durch die Lande zöge, welche

praktische Lebensschule

würde der Schalk wohl heute uns vorexerzieren? Er würde sich sonntags in Hemdsärmeln in seinen Garten setzen und die PS-Knechte auslachen, die in der motorisierten Herde so viele Kilometer fressen, daß sie die Reize einer Landschaft, die zu genießen sie — angeblich — ausgezogen waren, gar nicht mehr verdauen können! Oder Till Eulenspiegel würde sich einen Fernsehapparat in die Wohnstube stellen, damit er, wenn die ganze streitbare Familie vor der Flimmerscheibe einträchtig versammelt säße, in der Küche einmal zum Nachdenken über sich und die Welt, zum Briefmarken kleben, zum Kanarien züchten oder — vielleicht sogar — zum Lesen eines gediegenen Buches käme! Ob sich der Pfiffikus auch auf und über den Mai freuen würde? Welche Frage!

Halt! In diesem Jahre würde der hintergründige Spaßvogel möglicherweise nach Bonn marschieren und die Gesetzmacher so lange beuteln, bis sie kraft ihrer Macht

verböten, daß künftig noch einmal der 1. Mai auf einen Sonntag fiel!

Na ja, Freunde! Daß der

1. Mai diesmal auf einen Sonntag

fiel, war in der Tat ein Schönheitsfehler in der Freut-euch-des-Lebens-Rechnung! Andererseits: Wer den Sinn des „Feiertages der Arbeit“ zur Hauptsache nur darin sieht, daß er uns mit einem zusätzlichen arbeitsfreien Tag beschenkt, ist denen nahe verwandt, die nur das Greifbare und das Ausmünzbare beachtenswert in ihrem Leben finden.

Zum 70. Male können wir in Deutschland in diesem Jahr den „Tag der Arbeit“ begehen. Das ist eine lange Geschichte von jenen schweren Jahren, als mutige und fortschrittliche Männer darangingen, dem arbeitenden Menschen die Fesseln des Proletariats abzunehmen, bis zum heutigen Tag. Nur die ganz Alten unter uns haben noch eine persönliche Erinnerung an die damalige Zeit, wo die Einteilung der menschlichen Gesellschaft in Klassen und Stände als eine sozusagen naturgegebene Ordnung hingenommen wurde. Die Männer, die als erste darangingen, mit einer Massenbewegung der gewerkschaftlichen Sammlung die Macht des Kapitals zu brechen, sind vermutlich die größten und die erfolgreichsten Revolutionäre der Weltgeschichte gewesen. Denn: sie haben nicht nur Millionen und aber Millionen Menschen in der ganzen zivilisierten Welt

zu Freiheit und Würde verholfen,

sie haben darüber hinaus die größte und tiefgreifendste soziale Umschichtung und Emanzipation der Entrechteten ohne Kanonen und Blut, sondern ausschließlich mit der mobilisierten Intelligenz der „Proletariserten“ vollbracht.

Wenn heute den 1. Mai nicht mehr eine „Klasse“, sondern ein ganzes Volk zum offiziellen Feiertag erhebt, dann wollen wir auch ein paar Atemzüge lang jener Brüder gedenken, die im anderen Teil unseres deutschen Vaterlandes um die Früchte eines 70jährigen Befreiungskampfes gebracht werden sollen. Mag auch zur Stunde niemand von uns wissen, wie den zu Robotern des Produktionsoll degradierten Menschen hinter dem Eisernen Vorhang die Freiheit gebracht werden könnte, so sollten sie doch wenigstens unserer geistigen Solidarität zu jeder Minute sicher sein. Erst dann sind sie nämlich rettungslos verloren, wenn wir sie „abgeschrieben“ haben!

So spannt sich der Bogen von Blühen und neuem Werden zum Hoffen auf jenen Tag, wo alle Deutschen in West und Ost wieder in Ehre und Freiheit gemeinsam am Haus der Zukunft bauen können. Des Maien Blüentraum mag vergehen, die Sehnsucht nach einem in Freiheit wiedervereinigten deutschen Volk darf uns nie verlassen!

Mit nachfolgendem Aufsatz setzen wir die Reihe unserer Beiträge fort, in denen wir zu aktuellen Fragen und Entwicklungen auf dem Eisen- und Stahlmarkt Stellung nehmen. Zweck dieser von nun ab in vierteljährlichem Abstand erscheinenden Unterrichtung soll es sein, den Leser über die Stellung der westdeutschen Stahlindustrie im zeitlichen Konjunkturablauf ausreichend zu informieren und damit gleichzeitig die wirtschaftlichen Bedingungen aufzuzeigen, unter denen sich Beschäftigung und Absatz bei Westfalenhütte vollziehen.

Die westdeutsche Wirtschaft läuft auf vollen Touren. Hohe Auftragsbestände und verlängerte Lieferfristen, begleitet von einer zunehmenden Verknappung an Arbeitskräften, sind die besonderen Kennzeichen der konjunkturellen Situation seit Herbst 1959, wobei hier und dort heute schon wieder die Auffassung vertreten wird, daß die Grenzen der Expansion nunmehr erreicht seien und sich erste Wolken am Konjunkturhimmel zeigen.

Erinnert man sich der eher pessimistischen Stimmen zur Konjunkturlage am Anfang des vergangenen Jahres, so erscheint der kräftige und rasche Aufschwung, den die westdeutsche Wirtschaft im weiteren Zeitablauf genommen hat, ganz besonders eindrucksvoll. Schrittmacher dieser Entwicklung war die stetig steigende Nachfrage nach Bau- und Ausrüstungsinvestitionen. Die bereits im 1. Halbjahr 1959 einsetzende erfreuliche Belebung der Investitionstätigkeit hat sich von Monat zu Monat verstärkt und inzwischen auch auf bislang abseits gebliebene Industriezweige übergreifen. Es herrscht auf Grund der hohen Nachfrage allgemein das Bestreben, die Produktionskapazitäten zu erweitern und dem Arbeitskräftemangel durch Modernisierung und Rationalisierung bestehender Anlagen zu begegnen. Inwieweit durch ein solches Vorgehen möglicherweise der Schaffung von Überkapazitäten mit allen sich daraus ergebenden nachteiligen Folgen Vorschub geleistet wird, bleibt abzuwarten.

Bislang ist nur auf den Märkten der traditionellen Verbrauchsgüter eine gewisse Beruhigung zu verspüren, während sich der konjunkturelle Auftrieb zu Beginn des Frühjahres in der Grundstoff- und Produktionsgüterindustrie sowie in der Investitionsgüterindustrie sogar noch weiter verstärkt hat.

Zu den Wirtschaftszweigen, denen die allgemein herrschende Hochkonjunktur einen hohen Beschäftigungsstand gebracht hat, gehört auch die Eisen- und Stahlindustrie. Blenden wir zurück:

Steigende Stahlproduktion . . .

Trotz der noch bis in das Frühjahr 1959 hinein andauernden Absatzflaute erreichten die westdeutschen Hüttenwerke im vergangenen Jahr eine Rohstahlproduktion von 25,8 Mill. t (ohne Saar), womit das bisherige Höchstergebnis des Jahres 1957 um 3 Mill. t — 13,3% — übertroffen wurde. Die Erzeugung von Walzstahl-Fertigerzeugnissen belief sich auf 16,9 Mill. t und stieg damit gegenüber dem Vorjahr um 10,7%. Wie rasch und durchgreifend die anfänglich nur zögernd einsetzende Stahlmarktbelebung sich durchsetzen konnte, läßt sich am ständig steigenden Auslastungsgrad

unserer Stahl- und Walzwerke feststellen. Diese Tendenz hat auch im bisherigen Verlauf des Jahres 1960 angehalten, obgleich sich in den absatzbestimmenden Faktoren insofern eine Veränderung vollzog, als sich die Beschäftigung der Werke heute verstärkt auf das inländische Nachfrageaufkommen stützt. Mit einer Rohstahlerzeugung von 2,98 Mill. t (inkl. Saar) brachte der Monat März das bisher höchste Produktionsergebnis der westdeutschen Stahlindustrie.

. . . bei anhaltend wachsendem Stahlverbrauch . . .

Der Wiederanstieg des inländischen Stahlverbrauchs begann im Frühjahr des vergangenen Jahres und verstärkte sich im Zeichen der Investitionskonjunktur insbesondere seit Herbst 1959. Mit dem wachsenden Produktionsausstoß der stahlintensiven Investitionsgüterindustrie nahm der Stahlverbrauch vor allem im 4. Vierteljahr sprunghaft zu — eine Entwicklung, die auch im ersten Quartal 1960 noch nichts an Intensität eingebüßt hat. Mit Ausnahme des Stahlbaus und Schiffbaus, also derjenigen Branchen, die schon seit längerer Zeit im „Konjunkturschatten“ stehen, haben alle übrigen stahlverarbeitenden Industriezweige nach Maßgabe ihrer Produktionsausweitung zu der rapiden Steigerung des inländischen Stahlverbrauchs beigetragen.

. . . der wieder zunehmend aus Inlandslieferungen gedeckt wird

Bis zur Mitte des Jahres 1959 waren die Walzstahlimporte, vor allem aus den übrigen Montanunionländern, insbesondere Frankreich, ständig gestiegen und hatten im 2. Vierteljahr 1959 mit 18% zur inländischen Bedarfsdeckung beigetragen. Schuld daran war das infolge zweimaliger Währungsabwertung künstlich verbilligte französische Stahlpreisniveau. Inzwischen zeigen die Importmengen seit Überschreitung des Scheitelpunktes im Juli 1959 wieder rückläufige Tendenz, wobei sie sich jedoch auf einem weit höheren Niveau stabilisiert haben, als es dem Stand der Jahre 1957 und 1958 entspricht.

Diese Entwicklung steht in engem Zusammenhang mit den Auswirkungen des amerikanischen Stahlarbeiterstreiks — der amerikanische Streik dauerte von Juli bis November 1959 und wurde Anfang Januar 1960 durch Vereinbarung der Tarifpartner endgültig beigelegt —, der der internationalen Stahlkonjunktur einen weit über das normale Bedarfsvolumen hinausgehenden Auftrieb mit der Folge steigender Export-Stahlpreise gegeben hatte. Hierdurch sahen sich die Hüttenwerke der Montanunion veranlaßt, in verstärktem Maße diese preisgünstigen Exportchancen zu nutzen, so daß der Importdruck ausländischen Stahls auf dem deutschen Markt nachließ und die heimischen Stahlverbraucher sich zur Deckung ihres Stahlbedarfs wieder mehr den westdeutschen Hüttenwerken zuwandten. Es hagelte Aufträge — trotz großer Anstrengungen der Werke blieben die Stahlauslieferungen hinter den Auftragseingängen zurück —, und das Wachstumstempo der Auftragsbestände beschleunigte sich — bei gleichzeitiger Verlängerung der Lieferfristen — zusehends.

Aber nicht allein die Inlandsnachfrage bescherte den Stahlwerken volle Auftragsbücher. Auch der Auftragseingang aus dem Ausland, vor allem aus den sogenannten dritten Ländern, trug — wenigstens bis Ende des vergangenen Jahres — mit mehr als 20% zur Auslastung der westdeutschen Stahl- und Walzwerkskapazität bei.

Umschwung an den Stahlexportmärkten . . .

Seit der Jahreswende hat sich jedoch, nach einer langen Expansionsperiode, die im Februar/März 1959 begann, ein gewisser Wandel auf den Welt-Stahlmärkten angebahnt, der auf eine deutliche Abschwächung der internationalen Stahlnachfrage hinausläuft und in abbröckelnden Stahlpreisnotierungen zum Ausdruck kommt. So liegen die Preise im „großen Export“ im Schnitt bereits nicht unerheblich unter den zu Jahresbeginn verzeichneten Notierungen. Damit haben die Skeptiker recht behalten, die — entgegen anderslautenden Prophezeiungen optimistisch eingestellter Sachkenner — schon bald nach Beendigung des viermonatigen Stahlstreiks einen Rückgang der amerikanischen Stahlnachfrage voraussahen und damit zugleich auch eine merkliche Beruhigung im internationalen Stahlgeschäft. Tatsächlich war dieser Streik, der den Markt um 30 Mill. t Stahl brachte, eine der Hauptursachen für den Auftrieb im vergangenen Jahr. Dennoch ließ sich kaum vermuten, daß es der amerikanischen Stahlindustrie in knapp zwei Monaten gelingen würde, unter Volleinsatz ihrer gewaltigen verfügbaren Kapazitäten den nicht durch Import- oder Lagermengen abgedeckten Stahlbedarf der inländischen Verarbeiter zu befriedigen. Inzwischen hat das Mißverhältnis zwischen Stahlangebot und konjunkturell bedingtem Stahlverbrauch schon wieder zu Produktionseinschränkungen innerhalb der amerikanischen Stahlindustrie geführt. Man rechnet für die kommenden Monate nur noch mit einer Kapazitätsausnutzung von rund 70%. Hochgespannte Erwartungen über den weiteren Verlauf der Wirtschaftsentwicklung in den USA scheinen somit verfehlt.

. . . birgt zunächst keine Gefahren für den Stahlabsatz

Für die europäische Stahlindustrie ergibt sich unter diesen Umständen insofern eine Neuorientierung, als die inländischen Stahlabsatzmärkte ohne Zweifel noch an Bedeutung gewinnen. Der Angebotswettbewerb hat sich bisher nur mäßig verschärft, da die gute Binnenkonjunktur in den einzelnen Ländern stützend wirkt. Das gilt insbesondere auch für die Absatzmöglichkeiten der westdeutschen Stahlindustrie, die sich infolge der hohen Inlandsnachfrage kaum gezwungen sah, den Wettlauf um die Exportmärkte zu ungünstigeren Preisen mitzumachen, solange der Rückgang der Auftragseingänge aus dritten Ländern voll durch inländische Bestellungen ausgeglichen werden konnte. Im bisherigen Verlauf des Jahres 1960 sind die Gesamt-Auftragseingänge, nach einem zunächst im Vergleich zu den guten Monaten November und Dezember relativ niedrigem Bestellvolumen von 1,87 Mill. t Walzstahl im Monat Januar, auf die Höchstmenge von 2,23 Mill. t im März (letzte verfügbare Zahlenangabe) angestiegen. Sie liegen damit, wie schon seit Beginn des vergangenen Jahres, immer noch über den Lieferungen, die im Monatsdurchschnitt des 1. Vierteljahres 1960 mit mehr als 1,9 Mill. t gleichfalls einen neuen Höchststand erreichten. Allerdings ist festzustellen, daß sich die Schere zwischen Bestelleingängen und Lieferungen jetzt langsam zu schließen begonnen hat und das rasche Wachstum der Auftragsbestände dementsprechend nachläßt. Dabei muß man berücksichtigen, daß bis in die jüngste Zeit hinein der Bestelleingang nicht immer ein echtes Spiegelbild der marktmäßigen Stahlnachfrage darstellte, da sich die Hüttenwerke bei ihren Buchungen, vor allem bei den sogenannten Engpaßerzeugnissen, wie beispielsweise Feinblech oder Walzdraht, eine gewisse Beschränkung auferlegten, um die Lieferfristen in vertretbaren Grenzen zu halten. Der Gesamt-

Auftragsbestand in Stahlerzeugnissen beläuft sich z. Z. auf etwa 6,5 Mill. t und sichert den Werken auf derzeitiger Erzeugungsbasis eine Beschäftigung von mehr als drei Monaten.

Bei der inzwischen erreichten hohen Erzeugungskapazität der westdeutschen Stahlindustrie werden sich aller Voraussicht nach mit dem Ende der Exportkonjunktur die Lieferfristen im Inlandsabsatz künftig merklich verkürzen. Das dürfte dazu führen, daß die Walzstahlvorräte bei Handel und Verbrauchern, die nach einer Periode der Aufstockung vom Frühjahr bis Herbst 1959 im 4. Vierteljahr 1959 wieder geringfügig abgebaut wurden, tendenziell einen erneuten Anstieg erfahren. Laut Angaben des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung bewegen sich die Lagervorräte bei den Verarbeitern heute wieder auf gleicher Höhe wie Anfang 1959 und können im Hinblick auf den derzeitigen produktionsbedingten Stahlverbrauch der weiterverarbeitenden Industrie kaum als überhöht gelten.

Als Fazit unserer Betrachtungen möchten wir zusammenfassend feststellen, daß sich die deutsche Stahlindustrie, zumindest bis Herbstbeginn dieses Jahres, keine Sorgen um den Absatz ihrer Erzeugnisse zu machen braucht. Dessenungeachtet bleibt das Problem der Preisverzerrung am Montanunionmarkt infolge der niedrigeren französischen Stahlpreise auch weiterhin akut. Die zum 1. April 1960 erfolgte Preisanhebung für französischen Stahl um 4,75% im Durchschnitt aller Erzeugnisse hat keineswegs ausgereicht, um die bestehende Differenz zu dem Stahlpreisniveau der übrigen Montanunionländer, insbesondere auch den westdeutschen Stahlpreisen, wirksam zu beseitigen. Wenn bei einem eventuellen Nachfragerückgang die Beschäftigung der Stahlwerke nachlassen sollte und sich ausländische Hüttenwerke wieder verstärkt um Absatzmöglichkeiten auf dem westdeutschen Markt bemühen, werden die z. Z. nur im süddeutschen Raum fühlbaren Preisunterbietungen auch im übrigen Bundesgebiet von neuem äußerst störend wirken.

Weiterhin gute Beschäftigungslage auch bei Westfalenhütte

Werfen wir abschließend im Rahmen der Gesamtentwicklung auf dem Eisen- und Stahlmarkt noch einen Blick auf die Auftrags- und Liefersituation bei Westfalenhütte, so dürfen wir sagen, daß es uns gelungen ist, den Lieferwünschen unserer Kunden soweit wie möglich Rechnung zu tragen, wodurch sich auf den Gebieten Erzeugung, Versand und Umsatz zufriedenstellende Ergebnisse erzielen ließen.

Die Rohstahlerzeugung der Hütte überschritt im Monat März 1960 erstmals die 200000-Tonnen-Grenze, und auch die Produktion von Stahlerzeugnissen konnte mit 174000 t einen neuen Höchststand erreichen. Bei voller Auslastung der verfügbaren Kapazitäten erfuhr der Auftragsbestand infolge der starken Stahlnachfrage — trotz sorgfältiger Abstimmung der gebuchten Bestelleingänge mit den vorhandenen Produktionsmöglichkeiten — von Jahresende 1959 bis Anfang April 1960 nochmals einen Zuwachs von 4% und sichert unserer Hütte damit eine gut dreimonatige Beschäftigung. Aus der Tatsache, daß annähernd 87% unseres derzeitigen Auftragsbestandes für die Belieferung inländischer Abnehmer bestimmt sind, wird deutlich, wie sehr uns daran gelegen ist, die Walzstahlversorgung des Inlandsmarktes bevorzugtsicherzustellen. Das ließ sich leider nicht immer in gewünschtem Ausmaß erreichen. Vor allem bei Erzeugnissen, für die eine besonders hohe Nachfrage besteht, wie z. B. Feinblech, Walzdraht und Bewehrungsstahl, waren uns im Hinblick auf eine verstärkte Lieferausweitung kapazitätsbedingt Grenzen gesetzt. Bemerkenswerte Versandzunahmen ergaben sich daher nur noch bei Halbzeug und Warmbreitband. Die Breitbandstraße konnte einer Vollauslastung zugeführt werden.

Der weiteren Absatzentwicklung für Westfalenhütten-Erzeugnisse sehen wir auch in den kommenden Monaten mit zuversichtlichem Optimismus entgegen.



Das Zentrum der amerikanischen Stahlindustrie ist Pittsburgh im Staate Pennsylvanien. 35 Stahlwerke sind hier auf engstem Raum konzentriert. Auch die für die Stahlindustrie so wichtige Kohle wird hier abgebaut. Rauch, Ruß und eine riesige Dunstglocke sind das äußere Kennzeichen dieser Industriestadt

Aus der amerikanischen Stahlindustrie

Washington (AD). In den Vereinigten Staaten gibt es gegenwärtig 250 Firmen, die sich mit der Herstellung von Rohstahl und Rohstahlerzeugnissen befassen. Von ihnen stellen 80 Rohblöcke in insgesamt 146 Werken in 29 Bundesstaaten her. Ihrer Tätigkeit entsprechend, sind die Unternehmen in vier große Gruppen aufzuteilen:

1. die sogenannten integrierten Werke, die Roheisen zu Stahl verarbeiten und den Rohstahl zu Walzwerk- und anderen Endprodukten weiterverarbeiten — sie bilden die stärkste Gruppe;
2. die halbintegrierten Unternehmen, die verschiedene Stahlsorten aus dem angekauften Roheisen und Schrott herstellen;
3. die Werke, die ausschließlich Rohblöcke zu Endprodukten auswalzen und verarbeiten; und schließlich
4. jene Gruppe, die ausschließlich Roheisen erzeugt und an die weiterverarbeitenden Werke verkauft.

Die größten Werke der amerikanischen Stahlerzeuger und -verarbeiter befinden sich in den nördlichen und östlichen Teilen des Landes, obwohl in jüngster Zeit auch an der Westküste eine Konzentration zu bemerken ist. Der Bundesstaat Pennsylvanien verfügt über rund ein Viertel der gesamten Kapazität und Ohio über rund

ein Fünftel. Das Gebiet Pittsburgh-Youngstown bildet dabei das größte Stahlzentrum der Vereinigten Staaten. Weitere Schwerpunkte befinden sich in Buffalo (New York), Johnstown, Bethlehem, Morrisville (Pennsylvanien) Sparrows Point (Maryland), Cleveland (Ohio), im Gebiet von Chicago (Illinois) und in Birmingham (Alabama). Rund ein Drittel aller Stahlarbeiter ist in Werken des Bundesstaates Pennsylvanien beschäftigt.

Die wirtschaftlichen Charakteristika

Die industrielle Macht der USA stützt sich weitgehend auf die stahlerzeugenden und stahlverarbeitenden Betriebe. Rund ein Drittel der gesamten Welt-Stahlproduktion wird in den USA erzeugt. Die Kapazität der Stahlwerke hat sich weitaus schneller erhöht als die Bevölkerungszahl. Während heute 1680 lbs Stahl je Jahr auf den Kopf der Bevölkerung entfallen, waren es 1940 noch 1240 lbs. Die Erzeugung jedoch ist in all den Jahren, bedingt durch die unterschiedliche wirtschaftliche Aktivität, nicht unerheblichen Schwankungen unterworfen gewesen.

Bei der Mehrzahl der amerikanischen Stahlwerke handelt es sich um ausgesprochene Großanlagen. Mehr als zwei Drittel aller Arbeitnehmer sind in Werken tätig.

die über 2500 Arbeitskräfte aufweisen. Die vier größten Unternehmen des Landes beschäftigen mehr als die Hälfte aller Arbeitnehmer der Stahlindustrie. Die Kapitalinvestitionen je Arbeitnehmer haben sich in den vergangenen Jahren sehr stark erhöht. Allein zwischen 1947 und 1957 war ein Anstieg um das Doppelte, und zwar von 9000 auf 20 000 Dollar zu verzeichnen. Die größten Stahlverbraucher in den Vereinigten Staaten sind die Automobil-, Maschinenbau-, Behälter-, die Öl- und die Erdgasindustrie. Die Eisenbahnen, die früher zu den Großabnehmern zählten, haben in den letzten Jahren nur verhältnismäßig geringe Stahlmengen abgenommen.

Die Beschäftigungsziffern

Die Gesamtzahl der in der Stahlindustrie beschäftigten Arbeitnehmer (1958 = 650 000) hat sich in den Nachkriegsjahren nur noch unbedeutend erhöht. Während sich die Zahl der Produktionsarbeiter (1958 = 549 000) ziemlich konstant hielt, ist die Zahl der Angestellten und Techniker stark angestiegen (1959 = 101 000).

Keine Dunstglocke, sondern klarer Himmel, grüne Natur und freundliche Häuser — welch ein Gegensatz zu den alten Industriesiedlungen des vorigen Jahrhunderts. Levittown, die Stahlarbeiterstadt in Pennsylvania, ist beispielgebend für die neue Industrie- und Siedlungsplanung in den USA gewesen



Der Ahnherr der gewaltigen amerikanischen Stahlindustrie ist dieses kleine Eisenwerk in Saugus (Massachusetts), wo im Jahre 1644 das erste Eisen in der Neuen Welt erzeugt wurde. Im Jahre 1954 wurde diese Anlage von der amerikanischen Stahlindustrie rekonstruiert. In der Mitte der „Hochofen“, rechts die Schmiede sowie das Streck- und Schneidwerk



Im ersten Halbjahr 1959 lag die Gesamt-erzeugung der Stahlindustrie im Vergleich zum gleichen Zeitraum des Jahres 1947 um rund 50 Prozent höher, obwohl sich die Zahl der Produktionsarbeiter nur um 1 Prozent oder 2000 und die Gesamtzahl der geleisteten Arbeitsstunden nur um 5 Prozent erhöhte. Die Zahl der administrativen Arbeitskräfte nahm dagegen in der Zehn-jahresperiode um fast 50 Prozent oder 34000 zu.

Das Durchschnittsalter des Produktions-arbeiters in der Stahlindustrie belief sich im Jahre 1957 einer Analyse des „American Iron and Steel Institute“ zufolge auf 42 Jahre; 32 Prozent der Arbeitnehmer waren dabei weniger als 35 Jahre alt, 28 Prozent entfielen auf die Altersgruppe zwischen 35 und 44 Jahre, 22 Prozent auf die Gruppe zwischen 45 und 54, während 18 Prozent über 55 Jahre alt waren.

Über die Hälfte der Stahlarbeiter war 1957 mehr als 10 Jahre im selben Unternehmen beschäftigt. Gewerkschaftlich organisiert sind gegenwärtig rund 500000 Arbeit-nehmer der Stahlindustrie. Die meisten davon werden durch die „Vereinigte Stahlarbeitergewerkschaft von Amerika“ (USA) vertreten.

Die Entwicklung der Stahlarbeiter-löhne

Zwischen Januar 1950 und Mai 1959 sind die durchschnittlichen Bruttostundenlöhne der Stahlarbeiter um 1,43 Dollar oder 85 Prozent angestiegen. Die Grundlöhne (ohne die Überstundenzuschläge usw.) nahmen dabei wie folgt zu:

um 1,08 Dollar oder 66 Prozent
für sämtliche Arbeitnehmer;

um 0,90 Dollar oder 73 Prozent
für die gewöhnlichen Produktions-
arbeiter;

um 1,25 Dollar oder 64 Prozent
für die Werkzeugmacher;

um 1,56 Dollar oder 60 Prozent
für die Walzenarbeiter.

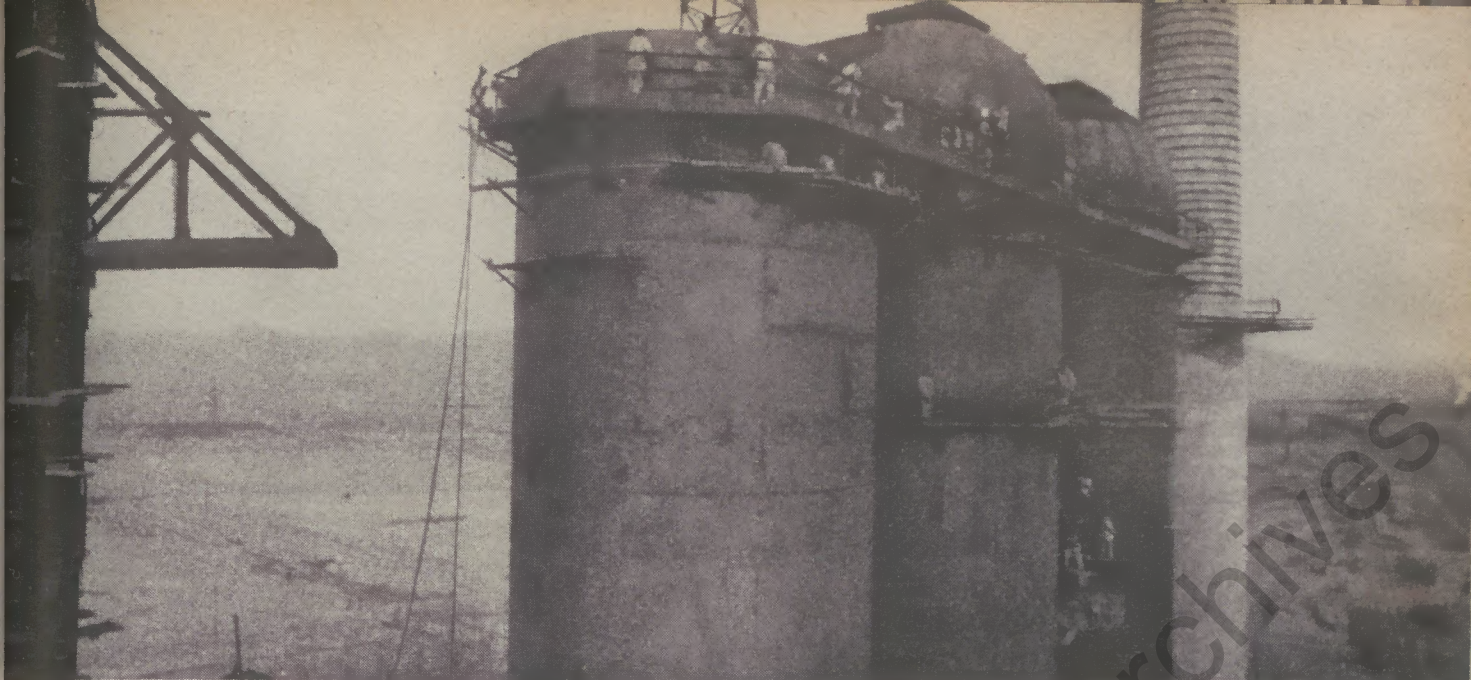
Im gleichen Zeitraum nahmen die Brutto-Reallohn (unter Berücksichtigung der veränderten Lebenshaltungskosten) um 50 Prozent zu. Insgesamt sind die Stahl-arbeiterlöhne zwischen Januar 1950 und dem Sommer 1959 sowohl prozentual als auch absolut stärker angestiegen als die Einkommen der Arbeitnehmer in den anderen Zweigen der amerikanischen Wirtschaft.

Zieht man bei der Entwicklung der Stahl-arbeiterlöhne nicht nur die Grundlöhne, sondern auch die Gesamtlohnrate in Betracht (Grundrate plus Überstunden-, Leistungszulagen, Bonus usw.), so zeigt sich, daß die derzeitigen durchschnittlichen Stundenlöhne sehr viel höher sind als in anderen Industriezweigen. Im Mai 1959 zum Beispiel betrug der durchschnittliche Stun-denlohn der Stahlarbeiter 3,10 Dollar im Vergleich zu 2,23 Dollar im industriellen Gesamtdurchschnitt und 2,68 Dollar in der Automobilindustrie. Rund 60 Prozent aller Stahlarbeiter erhalten neben ihrem Grund-lohn Leistungsprämien, die zwischen 10 bis 20 Prozent des Grundlohnes ausmachen können.

Die Jahresgehälter der Lohnempfänger in der Stahlindustrie beliefen sich nach einer Untersuchung des „American Iron and Steel Institute“ im Jahre 1957 auf im Durchschnitt 5350 Dollar. Bei rückläufiger Produktion und geringerem Beschäftig-tenstand gingen sie im Jahre 1958 auf 4840 Dollar zurück. Während ein fast gleich hoher Prozentsatz (30 bzw. 28 Pro-zent) in beiden Jahren 6000 Dollar und mehr verdiente, erhielten im Jahre 1957 9 Prozent weniger als 3600 Dollar, 1958 dagegen 22 Prozent.

Statt rußgeschwärzten Mietskasernen freundliche und im Grünen eingebettete Einzelhäuser für die Familien der Stahlarbeiter von heute. Unser Bild zeigt die bekannte Stahlarbeiterstadt Levittown in Pennsylvanien





Neues Industriezentrum in der Steppe. Hochöfen des Hüttenkombinats von Pautu in der Inneren Mongolei

Gewaltige Industriezentren wachsen in Mittelasien

Beiderseits der chinesisch-sowjetischen Grenze im Herzen Asiens ist eine gewaltige Bevölkerungsbewegung im Gange, vollzieht sich ein Industrieaufbau riesigen Ausmaßes mit dem von beiden Seiten erklärten Ziel, die dünnbesiedelten, aber rohstoffreichen Gebiete dieses gewaltigen Raumes zu erschließen.

Eine Eisenbahnlinie durchquert das „Reich der Mitte“ von den Provinzen Ostchinas über 2500 Kilometer zum Nordwesten des Landes an die Grenze nach Sowjet-Kasachstan. Sie bringt Menschen und Industrien aus den dichtbevölkerten Ostprovinzen des Landes in die bisher noch dünnbesiedelten Nordwestgebiete. Stetig und schnell rücken Industrien und Menschen mit diesem — von seinen Erbauern „Freundschaftsbahn“ genannten — Schienenstrang bis zur „Dsungarischen Pforte“ vor, die China von den mittelasiatischen Republiken der UdSSR trennt.

Die „Dsungarische Pforte“ ist die einzige Stelle, wo sich verhältnismäßig einfach eine Strecke legen läßt, ohne die hohen Berge des Tien-schan zu berühren. Es ist, als habe die Natur durch die Schaffung dieser Pforte für eine Verbindung zwischen der UdSSR und China gesorgt. Historiker be-

haupten, dieser natürliche Durchgang sei das Tor gewesen, durch das die Nomadenstämme einst nach Mittelasien und Osteuropa strömten und ihr Reich der „Goldenen Horde“ aufrichteten, das die Fürsten von Moskau und Kiew zur Tributpflicht zwang.

Mao Tse-tung hat diese Nord-West-Provinzen (Hsinking-Uigurien und die Innere Mongolei) zu Schwerpunkten des chinesischen Industrieaufbaus erklärt. Von 694 wichtigsten Industriebauten des ersten Fünfjahresplanes 1953 bis 1957 wurden 472 Werke in diesen Gebieten errichtet, außerdem Hunderte Betriebe von lokaler Bedeutung.

Unmittelbar an der Grenze von Sowjet-Kasachstan entsteht bei Karamai ein neues Erdölzentrum Chinas. Von Karamai bis Tuschantse reiht sich auf einer Strecke von hundert Kilometern Bohrturm an Bohrturm. Eine sino-sowjetische Geologengruppe schätzte die Ölreserven des Gebietes von Karamai und des weiter südlich gelegenen Ölzentums von Jujmen auf 1700 Mill. t. In Tuschantse errichteten die Chinesen im ersten Fünfjahresplan eine Raffinerie mit einer Jahreskapazität von 400 000 t, die seit Januar 1959 durch eine direkte

Rohrleitung mit dem Ölgebiet von Karamai verbunden ist. Das Ölgebiet von Karamai-Tuschantse umfaßt nach chinesischen Angaben 148 000 qkm und ist damit mehr als doppelt so groß wie Bayern.

Weiter südlich, an der Eisenbahnlinie Lantschau-Sowjetkasachstan, liegt bei Jujmen das größte Ölzentrum Chinas, das mit 7000 qkm ein Viertel der Fläche Belgiens einnimmt. Zur Verwertung des hier geförderten Erdöls wurde in den Jahren 1956 bis 1958 in Lantschau eine fast vollautomatische Großraffinerie errichtet, die bereits Ende 1956 die ersten 560 000 t Treibstoff lieferte. Die Bevölkerung von Jujmen stieg von 4000 im Jahre 1949 auf 59 000 im Jahre 1957. Vor drei Jahren standen in Karamai nur die Zelte und Lehmhütten der Geologen. Heute erhebt sich an der gleichen Stelle eine Stadt von mehr als 50 000 Einwohnern.

Neben den reichen Ölvorkommen besitzt die Provinz Hsingkiang-Uigurien große Kohlevorkommen, die auf 40 bis 50 Md. t geschätzt werden (Handke: Die Wirtschaft Chinas, Frankfurt 1959, Seite 84 ff.), deren Abbaubedingungen zum Teil äußerst günstig sind, da die Flöze an einigen Stellen eine Mächtigkeit bis zu 100 m aufweisen.



Mao Tse-Tungs Ingenieure haben — mit sowjetischer technischer Hilfe — begonnen, eins der gewaltigsten Bauprojekte durchzuführen. Westlich von Hankow wird bei einer gefährlichen Flußenge ein Damm von 300 m Höhe und 4 km Länge errichtet, für den eine in der Nähe aufgebaute Zementfabrik 20 Millionen Tonnen Zement liefern soll. Dieser Damm wird zwölfmal größer sein als der berühmte Grand Coulee-Damm der USA. Ein Kraftwerk soll die gestaute Wasserkraft ausnutzen und im Endstadium 22 Millionen Kilowatt Strom liefern
Unser dpa-Bild zeigt die rotchinesische Bautechnik: wenig Maschinen, aber Tausende von Menschen, die Zement in Säcken und Steine in Körben heranschaffen

Die Bevölkerung Hsingkiang-Uiguriens betrug 1949 eben 4 Mill. Menschen, von denen nur 8 v. H. der „Han-Nationalität“ (den eigentlichen Chinesen) angehörten. Im Jahre 1956 betrug die Bevölkerung bereits mehr als 6 Mill. und der chinesische Anteil schon ein Viertel. Bei der Zählung von 1953 lebten in der Hauptstadt Urumtschi 166000 Menschen, heute sind es annähernd 500000. Das „Eisen- und Stahlwerk 1. August“ in Urumtschi, das bisher 40000 t Roheisen und 30000 t Stahl jährlich erzeugte, soll bis 1960 auf eine Jahresleistung von 800000 t Roheisen und 600000 t Stahl gebracht werden. Außerdem werden in Hsingkiang-Uigurien drei weitere Stahlwerke mittlerer Größe errichtet.

In der Inneren Mongolei bei Pautu wächst Chinas neues Schwerindustriezentrum. Neben einem riesigen Eisen-Hütten-Kombinat, das 1962 eine Jahreskapazität von 1,5 Mill. t erreichen soll, wächst in der Steppe eine neue Stadt. Pautus Bevölkerung stieg von 100000 im Jahre 1953 auf 650000 im Jahre 1958. In Huch-Huto, dem Verwaltungszentrum der Inneren Mongolei, wurden 60 neue Betriebe errichtet, die Einwohnerzahl in der Stadt kletterte in den Jahren 1949 bis 1956 von 80000 auf 310000. Die Erzreserven von Pautu reichen nach Schätzungen westlicher Experten für 50 Jahre bei einer jährlichen Erzeugung von 4,5 Mill. t Roheisen. Als Kohlenbasis für das Kombinat Pautu dienen die in der Nähe gelegenen Kohlenvorkommen von Shikwaitse, die sich auf 100 qkm erstrecken und Flöze bis zu 40 Meter Mächtigkeit aufweisen. Die Reserven werden auf 700 Mill. t geschätzt.

Unabhängig von diesem Großkombinat ist in Pautu der Bau eines weiteren mittelgroßen Stahlwerkes geplant mit einer Jahreskapazität von 30000 t. Weitere Werke mit einer jährlichen Kapazität von 100000 t Roheisen und 50000 t Stahl werden in Ulan-hot und Huhehot errichtet.

Die Einwohnerzahl der Inneren Mongolei stieg von 5,5 Mill im Jahre 1946 auf mehr als 13 Mill. im Jahre 1953. Hunderttausende wurden und werden aus den dichtbesiedelten Ostprovinzen Chinas nach Hsingkiang-Uigurien und die Innere Mongolei umgesiedelt. In Ostchina ist die Bevölkerungsdichte sehr hoch. Sie beträgt 100 bis 400 Einwohner je qkm und steigt im Jangtse-Tal sogar auf 1000 Einwohner. Eine Dichte, die man kaum in einem anderen Gebiet der Erde antrifft. Dagegen liegt die durchschnittliche Bevölkerungsdichte in der Inneren Mongolei bei 6 und in Hsingkiang-Uigurien bei 3 Menschen je qkm. Der zweite chinesische Fünfjahresplan (1958 bis 1962) sieht eine noch schnellere Besiedlung und Industrialisierung der Nord-West-Provinzen vor. Im Jahre 1962 soll allein der Anteil der Inneren Mongolei



Blick in ein chinesisches Martinwerk in Anshan

an der industriellen Bruttoproduktion Gesamtchinas 60 bis 70 v. H. betragen.

Während die Chinesen Hsingkiang-Uigurien und die Innere Mongolei erschließen, versucht die Sowjetunion mit allen Mitteln, ihre an China grenzenden Gebiete Sibiriens und Kasachstans zu entwickeln. War es Zufall, daß kurz nach der Rückkehr Chruschtschows von seiner Peking-er Reise im August 1958 in Irkutsk, nahe der Grenze zur Mongolei, eine „Konferenz über die Entwicklung der Produktivkräfte Ostsibiriens“ tagte?

An dieser Konferenz — die das sowjetische Parteiorgan „Prawda“ als „bedeutendste Wirtschaftskonferenz der Sowjetunion der Nachkriegszeit“ bezeichnete — nahmen 3000 Wissenschaftler, Planungs- und Wirtschaftsfunktionäre aus den östlichen Gebieten der UdSSR teil. Sie legten die Aufgaben für die Entwicklung Ostsibiriens in den nächsten 15 bis 20 Jahren fest. Der größte Teil dieser Aufgaben soll im lau-

fenden Siebenjahresplan der UdSSR von 1959 bis 1965 gelöst werden, der vom XXI. Parteitag der KPdSU im Februar 1959 angenommen wurde. Es ist das Ziel Chruschtschows, das „Ostsibirische Vakuum“, dessen Bevölkerungsdichte zur Zeit nur bei 0,15 Menschen je qkm liegt, so schnell wie möglich auszufüllen.

Im Vordergrund der Pläne steht die Schaffung der „dritten metallurgischen Basis“ der UdSSR mit dem Schwerpunkt im Raume zwischen Krasnojarsk und Irkutsk. Der Anteil Ostsibiriens und Sowjet-Kasachstans an der Gesamterzeugung der Sowjetunion soll bis 1965 wie folgt gesteigert werden: Kohlenförderung bis zu 50 v. H.; Stahlerzeugung bis zu 48 v. H.; Produktion von raffiniertem Kupfer bis zu 88 v. H.; Aluminium bis zu 71 v. H.; Zement bis zu 42 v. H. und Elektroenergie bis zu 46 v. H. Nach dem Chruschtschowschen Plan sind 40 v. H. aller Investitionsmittel des Siebenjahresplans für diese Ostgebiete bestimmt: in absoluten Zahlen die gewaltige

Summe von 800 bis 850 Md. Rubel, von denen allein auf Sowjet-Kasachstan 116 bis 119 Md. Rubel entfallen. Ostsibirien soll im Jahre 1965 rund 40 v. H. der gesamten sowjetischen Industrieproduktion stellen.

Die Region Krasnojarsk, in der die „dritte metallurgische Basis“ entstehen soll, gehört zum östlichen Teil der Russischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR). Sie ist mit mehr als 7 Mill. qkm so groß wie Australien. Ihr östlicher Nachbar ist die Burjat-Mongolische Autonome Sowjetrepublik; im Süden grenzt die Region Krasnojarsk an die Mongolische Volksrepublik.

Nach Angaben sowjetischer Geologen reichen die Eisenerzvorräte dieses Gebietes aus, um für eine lange Zeit eine Jahresförderung von 30 bis 35 Mill. t abzubauen. Die Kohlenvorkommen des Gebietes sollen 6 Md. t betragen. Der Bau von 45 Schächten und Tagebauanlagen, die 1965 jährlich rund 70 Mill. t Kohle fördern sollen, hat begonnen. Über das ganze Gebiet von



Frau Sung Tsching-ling, die Witwe des Begründers der chinesischen Revolution, Sun Yat-sen, stellvertretende Staatspräsidentin Chinas, bei den Arbeitern eines Miniatur-Schmelzofens auf eine Volkskommune in den Nordwestprovinzen Chinas

In Sonderschichten legen Chinas höchste Partei- und Staatsführer selbst mit Hand an den Aufbau der Nordwestgebiete des Landes, um den Arbeitseifer der Massen zu erhöhen: Pekings Premier und stellv. Vorsitzender des Zentralkomitees der KP Chinas



Krasnojarsk und Atschinsk erstrecken sich die Flöze, die bis zu einer Mächtigkeit von 70 m anwachsen und zum größten Teil im Tagebau gefördert werden können, da die Schichten in nur 30 m Tiefe liegen. Die Förderung der Kohle soll nach sowjetischen Angaben nur ein Achtel bis ein Zehntel der Förderungskosten im europäischen Teil der UdSSR betragen.

In der Nähe von Taischet (Bezirk Irkutsk) ist ein großes Hüttenkombinat im Bau, das den Kern der „dritten metallurgischen Basis“ der UdSSR bilden wird. Ein weiteres größeres Hüttenwerk wird in der Nähe von Krasnojarsk errichtet, denen weitere östlich des Baikalsees, im Gebiet der Burjat-Mongolischen Sowjetrepublik, folgen sollen. Rohstoffbasis des neuen Industrieviers Bratsch-Taischet sind die Erzvorkommen im Gebiet von Korschunowo und Rudnogorsk. Nach Berechnungen sowjetischer Geologen betragen die Eisenerzreserven dieses Gebietes 1,5 Md. t, die zum Teil ebenfalls im Tagebau gefördert werden können.

Die Energieversorgung des neuen Industrieviers wird durch die Ausnutzung der Wassermassen des Angara-Flusses, der jährlich 55 Kubikkilometer Wasser aus dem Baikalsee entführt, sichergestellt. In Betrieb ist bereits das erste große Kraftwerk bei Irkutsk. Im Bau befindet sich bei Bratsk das größte Wasserkraftwerk der Welt, dessen Kapazität zunächst auf 3,6 Mill. Kilowatt festgesetzt war und inzwischen auf 4,4 Mill. Kilowatt erhöht wurde. Weitere Kraftwerke entstehen bei Krasnojarsk (4 Mill. Kilowatt) und das Jenisseisker (6 Mill. Kilowatt).

Daneben werden eine Reihe von Wärmekraftwerken errichtet. Ostsibirien soll auf der Grundlage einer Kombination von Wasser- und Wärmekraftwerken zu einem einheitlichen Verbundsystem zusammengefaßt werden. Hochspannungsleitungen von 600 000 bis 750 000 Volt werden das sibirische Energiezentrum mit dem Ural und dem europäischen Verbundsystem der UdSSR verbinden.

Roh Eisen und Stahl aus dem Industrievier Bratsch-Taischet und der Strom der Angara-Kraftwerke sollen die Grundlage für den Ausbau der Maschinen-, Leicht- und Chemieindustrie der Region Krasnojarsk bilden. In Irkutsk werden Werke zur Herstellung von Erzeugnissen für den Bergbau und die Energiewirtschaft errichtet. Bei Krasnojarsk und Irkutsk entstehen drei große Aluminiumwerke, weitere Fabriken zur Verarbeitung von Zink, Nickel, Mangan und anderen Buntmetallen.

In der Nähe des Wasserkraftwerks von Bratsk wird an den Ufern der Angara ein Kombinat für die Verarbeitung des sibirischen Holzes errichtet. Sägewerke, Häu-

serbaubetriebe, Möbelfabriken, Zellulose- und Papierverarbeitungsstätten bilden dieses Kombinat, das jährlich 3,5 Mill. cbm Holz verarbeiten soll. Bei Krasnojarsk entsteht eine Chemieindustrie, die sich hauptsächlich auf die Produktion von Plasten, Chemie- und synthetischen Fasern konzentriert.

Erdöl als notwendiger Rohstoff für dieses komplexe Industriegebiet liefert eine riesige Ölleitung, die Erdöl aus dem europäischen Teil der UdSSR heranschafft. Ausgangspunkt der Leitung ist Tuimazy in der Baschkirischen Sowjetrepublik. Sie führt über Omsk und Nowosibirsk nach Krasnojarsk und Irkutsk am Baikalsee. Die Gesamtlänge der Pipeline beträgt 7000 km; sie soll später bis zum Industriegebiet von Chabarowsk im äußersten Osten Sibiriens nördlich von Wladiwostock weitergeführt werden.

Auch das Industriegebiet von Chabarowsk wird im laufenden Siebenjahresplan weiter ausgebaut. 10,5 Md. Rubel sind hierfür an Investitionen vorgesehen. Als einer der wichtigsten Stützpunkte der fernöstlichen Industrie für den Bau von U-Booten, Kriegsschiffen und Panzern gilt Komsomolsk am Amur. Das Maschinenbauwerk von Chabarowsk soll seine Produktion bis 1965 auf das 17fache vergrößern. In der Nähe von



Sowjet-Spezialisten helfen beim Bau des neuen chinesischen Hüttenkombinats von Pautu in der Inneren Mongolei: Die drei Sowjet-Spezialisten N. I. Liuderspiegel (1. v. rechts) I. I. Stepanski (2. v. rechts) und L. I. Levin (1. v. links) an der Baustelle des Hochofens Nr. 1 im Gespräch mit einem chinesischen Ingenieur

Eine der zahlreichen von der chinesischen Volksrepublik eingeführten Änderungen auf allen Gebieten des Lebens betrifft auch die Frauenarbeit in der Schwer- und Kohlen-Industrie. So wurden in Fu-schun, 50 km nordöstlich von Mukden, in einer Bergakademie Lehrkurse für Frauen eingerichtet, die später unter Tage im Kohlenstollen arbeiten sollen.

Unser Bild, das kürzlich von einer chinesischen Bildagentur veröffentlicht wurde und über Japan und die USA nach Europa kam, zeigt junge Chinesinnen während einer Instruktionsstunde im Bergwerk





Tausende chinesischer Arbeiter schaffen an dem letzten Teilstück der riesigen Eisenbahnlinie von Lantschan nach Alma-Ata, die Peking mit Sowjet-Kasachstan verbindet

Komsomolsk am Amur bei Solnetschnyi wird ein neues Kohlenrevier entstehen und in Amursk ein weiteres Kombinat zur Holzverarbeitung.

Die wissenschaftlichen und technischen Voraussetzungen dieser sibirischen Bauvorhaben wird in erster Linie die neuerrichtete Zweigstelle der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften in Irkutsk übernehmen. Sie besteht aus sieben Forschungsinstituten: Geologie, Ökonomik und Geographie, Biologie, Bergbau, Chemie, Metallurgie

und Hydrotechnik. Filialen des Instituts für Hydrotechnik werden in Bratsk und Krasnojarsk errichtet. Eine Reihe führender Sowjetwissenschaftler auf den entsprechenden Gebieten wurde bereits nach Irkutsk versetzt.

In Nowosibirsk entsteht das sibirische Zentrum der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften, das unter Leitung von Akademikmitglied M. Lawrentjew steht. In der Nähe von Nowosibirsk wird eine „Stadt der Wissenschaften“ errichtet, die

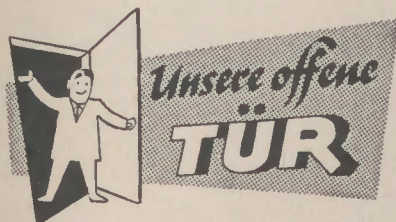
bis 1962 fertiggestellt sein soll. Diesem Zentrum werden alle Filialen der Moskauer Akademie in Sibirien, Kasachstan und dem Fernen Osten unterstellt. Auf einem Baugelände von rund 1300 ha sind 12 Institute im Bau, die jeweils den Hauptaufgaben der Zweigstellen entsprechen, sowie eine Universität. Ab April 1958 hatte die Moskauer Akademie schon acht ihrer Vollmitglieder und 27 korrespondierende Mitglieder nach Nowosibirsk delegiert.

Hans-Georg Glaser



Industriearbeit in Mittelasien beiderseits der sowjetisch-chinesischen Grenze. Die Pfeile zeigen die Richtung der Bevölkerungsbewegung in China

Prof. Dr. Kalm (Mitte, dunkler Mantel) von den Städtischen Krankenanstalten besuchte mit ärztlichen Kollegen unsere Hütte. Das ist begrüßenswert. Es müßten viel mehr Ärzte kommen, um den Arbeitsplatz und die Arbeit derer, die sie behandeln, kennenzulernen



In den letzten vier

Wochen besuchten uns

40 Offiziere aus Kiel, 10 Angehörige des Arbeitskreises für Arbeitsstudien DGB, 30 Ausländer „Junge Europäische Föderalisten“, 30 Mitglieder des DGB Berlin, 8 Lehrer der Städtischen Berufsschule Dortmund, 15 Lehrlinge der Firma Siemens & Halske, Bocholt, 10 Angehörige der Städtischen Bühnen Dortmund, 30 Techniker aus Holland, 45 Studenten aus Österreich, 3 Amerikaner, 40 Lehrlinge der

Ankerwerke Bielefeld, 50 Studenten aus Enschede, 5 Kunden, 40 Unfallvertrauensleute Eisenwerk Gelsenkirchen, 80 Schüler der Technischen DAG-School Rotterdam, 15 Lehrlinge der Firma Glässing & Schollwer, Dortmund, 18 englische Schüler, 60 Lehrer aus Tillburg, 40 Lehrlinge Ankerwerke Bielefeld, 26 Ingenieure der Firma Opel, 20 Angehörige der Kommende Brackel.

Besucherinnen aus dem sozialpädagogischen Seminar des Christlichen Jugenddorfes Haus Dorney in Oespel;
(links) Seminarleiter Schwarzkopf, (Mitte) Kurt Fiebig von der Hoesch AG, (rechts) Betriebsratsmitglied Walter Jendhoff





Betriebsschlosser? Mal sehen, wie das ist



„Gemischte Kameradschaft“ im neuen Lehrgang unserer Lehrwerkstatt

Daß um Mädchen immer „so'n Buhei“ gemacht wird! Mit Praktikanten sind wir bestimmt mehr als einhundertsechzig Neu-linge in der Lehrwerkstatt, und wer wird interviewt? Die paar Mädchen in der „gemischten“ Kameradschaft. Zwar sagt Betriebschef Freund, gegenüber den zweien oder dreien, die bisher manchmal dazwi-chen waren und technische Zeichnerinnen werden wollten, stellten die neun Mädchen geradezu einen Rekord für die Lehrwerk-statt dar, aber was sind neun gegenüber einhundertsechzig? Wir haben unsere Waschkaue und unsere schicken Spinde mit den dollen Kombinationsschlössern neuester Fabrikation unten in der Lehr-werkstatt, wie es sich gehört. Die Mädchen müssen eine Extra-Kaue in der Wäscherei eingeräumt kriegen!

Am ersten Morgen, als nach Begrüßung und Arbeitsplatzanweisung in der Werk-halle der Lehrwerkstatt das Arbeitszeug

an uns ausgegeben werden sollte, Arbeits-schuhe, Arbeitsanzüge, Arbeitshemden, Mütze, Schutzhelm usw. — wer kam zuerst dran? Die Mädchen! Das Getue und Ge-juchze, als sie die Helme aufprobierten, als die Schuhe zu groß waren (eine mußte extra ein Paar Größe Sechsuunddreißig besorgt bekommen) und sie die Jacken zu eng fanden, muß man drei Stockwerke 'runter im Keller gehört haben. Dagegen ist unsere Kameradschaft geradezu gold-leise gewesen. Und wer kam als erster

aus dem kichernden, kreischenden Modetalon

heraus? Ein Werksfotograf! Also auch noch fotografieren haben sie sich lassen, die eitlen Dinger, die noch auf dem Flur was von „Oberweite“ und „Lollobrigida“ zi-schelten. Das ist schon keine Gleichberechti-gung mehr, das ist eindeutige Bevorzugung. Wenn noch was Gescheites dabei 'rausge-

kommen wäre bei dem „Interview“! Aber was ich davon aufgeschnappt habe, das kann man wirklich nicht als Goldkör-ner bezeichnen: Christel Scheuermann, deren Mutter in der Werkswäscherei be-schäftigt ist, sagte, sie hätte im Rechnen „gut“ gehabt. Ich vielleicht nicht? Der Annegret Schneider (Vater im Walzwerk) will ich ja glauben, daß Erdkunde „Spaß gemacht“ hat, aber ob sie in Geometrie wirklich prima war? Dagegen nehme ich der Christa Schmidt (Vater in der Bauabteilung) ohne weiteres ab, daß sie eigentlich Modezeichnerin hat werden wollen. Nun würde sie wohl nicht mehr dazu kommen, meint sie, höchstens als Hobby. Daß sie jetzt, wo sie technische Zeichnerin werden will, mehr 'ran muß, das weiß sie, und beim Feilen und beim Hämmern in der Schmiede kriegt sie bestimmt eher Blasen in die Hände als wir Jungen, die wir doch einiges mehr gewöhnt

sind. Es wird noch so weit kommen daß wir da trösten und verbinden müssen. Ich sehe schwarz.

Markige und sachliche Antworten

haben meine Kameraden und ich gegeben, als zum guten Schluß doch ein paar Fragen für unsere Kameradschaft abfielen. „Hier kriegt man am Anfang schon mehr Geld“, hat Bernd Herich gesagt. Er will technischer Zeichner werden, und sein Vater, Maschinist im Werk, hat ihm erklärt, daß er auf der großen Westfalenhütte natürlich mehr Chancen habe als in einem kleinen Betrieb. Leuchtet ein, nicht? Wolfgang Deus aus Castrop-Rauxel sollte und wollte unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Bergbauverhältnissen nicht auf die Zeche, wo sein Vater arbeitet. Da ist er lieber „zu seinem Onkel“ auf die Westfalenhütte gegangen. Das Zugfahren und das frühe Aufstehen um vier Uhr dreißig macht ihm nichts aus, sagt er, aber ich fand, daß er in den ersten Tagen doch sehr angestrengt aussah. Bernd Grünwalds Vater (Maschinist) hat ihm auch gesagt, daß er durch die Ausbildung in der Lehrwerkstatt der Westfalenhütte in ein solides und sicheres Brot hineinwächst. Und als sie mich fragten, warum ich Betriebsschlosser werden wollte, habe ich geantwortet: „Ich will mal sehen, wie das ist!“ Gleich am zweiten Arbeitstag haben

wir so viel zu sehen und zu hören gekriegt,

daß uns beinahe Hören und Sehen dabei vergangen ist. „Große Werksbesichtigung“ würde sehr zeitig angesetzt, hieß es, damit wir gleich die Zusammenhänge kennenlernen. Wer sich während des Wochenendes, das zwischen dem ersten April und dem Montag, dem Tage der Besichtigung, lag, das Heftchen „Lieber junger Mitarbeiter“ ein bißchen gründlich angesehen hatte, dem fielen während des Rundganges manche Ausdrücke wieder ein, und er konnte sich dann aus den Erklärungen und den neuen Eindrücken und aus den Erinnerungen ein leichteres Bild machen für den Aufsatz, der am Abend fällig war. Noch keine dreihundert Meter tief waren wir ins Werk hineingekommen, und ich rief gerade:

„Guckt mal den Froschmann da!“, da wurden wir darüber belehrt, daß erstens der „Froschmann“ wegen des Sandstrahlgebläses mit Atemschutz dreißig Meter hoch an steiler Mauer Rohre reinigen mußte, und zweitens darüber, daß wir uns alles gut merken sollten: Aufsatz! „Das müssen wir ihm abgewöhnen!“, knurrte der Kleine mit der frechen Tolle. Aber ich kniff ihm kein Auge zu, obgleich wir von der gleichen Schule, wenn auch aus Parallelklassen kommen: Er hatte vorher zu laut und vernehmlich gerufen, daß er

sich auf die kleine Eisenbahn setzen und mitfahren möchte — der Kindskopf. Impogniert hat mir dann Gerd Cromm mit seinem Aufsatz über die

Werksbesichtigung.

„Bereits am zweiten Tage in der Lehrwerkstatt hat man uns die Freude gemacht, die wichtigsten Organe der Westfalenhütte in der Reihe des Produktionsvorganges zu besichtigen. Die Besichtigung begann beim Schrott und Erz und endete beim Thomas- oder Siemens-Martin-Stahl und seinen Halbzeug- oder Endprodukten. Wir betraten das gewaltige Werk am Eingang fünf, begleitet von einer Journalistin und einem Fotoreporter der Werkzeitschrift. Um Unfallgefahren zu verhindern, trugen wir grüne Schutzhelme. Wir gingen an dem Schrottplatz vorbei: dorthin bringen alle Händler und Schrottsammler das Altmetall. Hinter dem Schrottplatz liegt das Sauerstoffmagazin. Der Sauerstoff wird hauptsächlich zum Schweißen gebraucht. Die Kameradschaft überquerte einen Platz und blickte auf ein altes Gebäude, die Lehrwerkstatt, die im Kriege schwer beschädigt wurde und 1945 von den damaligen Lehrmeistern und Lehrlingen wieder aufgebaut wurde.

Während Ausbilder Fritz Pahlke uns das alles erklärte und die Mädchen eifrig mitschrieben und die Rücken ihrer Kameraden als Schreibpulte benutzten, fotografierte uns der Reporter, und manche, die es bemerkten,

stellten sich in Pose und setzten ein fotogenes Gesicht auf.

Danach überquerten wir einen großen Platz, den ein wildes Gewirr von Geleisen durchzog, die in die Schuppen der Diesel- und Dampflok liefen. Vorbei an Waggons, die mit Werkzeugen für eventuelle Unfälle angefüllt sind, liefen wir über einen Laufsteg zu den Erzbunkern. Rechts davon steht die Zeche Kaiserstuhl II, die die Hochöfen mit Werkskoks beliefert. Am Hochofen erlebten wir gerade einen Roheisenabstich. Zwei Arbeiter bohrten ein Loch, und wie glühende Lava schoß das funkensprühende Eisen in die Sandrinnen, von wo es in eine große Roheisenpfanne lief.

Neben dem Roheisen bringt der Hochofen noch andere Produkte hervor, wie Schlacke zum Straßenbau und Gichtgas zur Energieerzeugung. Wir verließen den Hochofen und passierten die große Kraftzentrale und das Gebläsehaus. Wieder im Freien, schauten wir auf das Martinwerk. Dort wird aus Schrott und unter Beimischung von Roheisen der sogenannte Siemens-Martin-Stahl gewonnen, während in der Thomasbirne Stahl nur aus dem Roheisen erzeugt wird. Das Roheisen wird in einem Roheisenmischer aufbewahrt.

Nach einer Pause, nachdem wir das Glück gehabt und das Durchblasen der Thomasbirnen miterlebt hatten, betraten wir das Walzwerk I und II, in denen die gewonnenen Stahlblöcke gewalzt werden und auf der Kontistraße ‚kontinuierlich‘ auf einen bestimmten Querschnitt gebracht werden (auf dem Besucherweg entlang der Kontistraße kann man schlecht mit Stöckelabsätzen gehen).

Dieses war die vorletzte Station auf dem Weg des so lebensnotwendigen Metalls. Es kommt nun noch in die Zurihterei, wo es für den Versand zugeschnitten wird. Die Besichtigung ging mit den Erklärungen unseres Ausbilders, wo das Magazin sei, und mit dem Aufhören des Notierens der Mädchen dem Ende entgegen, und während wir in die Lehrwerkstatt zurückkehrten, verdauten wir erst einmal alles das, was auf uns eingeströmt war.“

Mit großem Ernst

behandeln die Mädchen, allem Kichern und Juchzen beim Anprobieren der Arbeitskleidung zum Trotz, den Beginn ihrer beruflichen Ausbildung, die in drei Jahren — hoffentlich — mit der bestandenen Prüfung als technische Zeichnerin enden soll. Zwei von ihnen haben bei einer branchenverwandten Firma schon ein Jahr lang in den Zeichensaal „hineingerochen“. Nun bekommen sie ein Jahr lang die Praxis gewissermaßen nachserviert, mit der „unsere“ nach bewährter Erfahrung anfangen.

Die Ausbildungspraxis in der Lehrwerkstatt hat schon vor einigen Jahren gezeigt, daß es nicht nötig ist, die Anfänger mit dem geradlinigen Feilen des berüchtigten Würfels zu plagen. Mit einem angenehmen Gruseln hören vor allem die Mädchen sich an, was der Ausbilder aus der eigenen Lehrlingszeit zu berichten weiß: Vierzehn Tage lang mußte er einen 90 mm dicken Walzknüppel zerspanen und auf 10 mm Dicke „runterfeilen“. Die Schwielen, die Blasen, die sowieso beim Umgang mit ungewohntem Werkzeug unvermeidlich sind, legt man sich besser beim langsamen Vertrautwerden mit dem produktiven Arbeiten zu.

Jeder Hammerschlag will gelernt und geübt werden.

Zarte Gelenke reagieren sonst mit Sehnen-scheidenentzündung, und das „war ja nicht der Zweck des Vereins“. Der neunköpfige Verein der Mädchen in der gemischten Kameradschaft ist drollig genug zusammengekommen: viele von ihnen waren früher in einer Klasse. Dann wurden sie durch Teilung der Schule getrennt und wunderten sich nicht wenig, als sie sich im Wartezimmer unseres Werksarztes zur Untersuchung wiedertrafen.

„Daß die Jungs immer so 'n Theater mit uns machen“,

mag manche von ihnen gedacht haben, als sie das „Hoho!“ und „Guck mal!“ vernahm, mit dem die noch nicht eingekleideten Jungen unter den insgesamt acht Kameradschaften die für die Arbeit fertig gestiefelten und bemützten Mädchen an den Schraubstöcken begrüßten, „wo wir uns soviel Mühe geben, nicht aus dem Rahmen oder überhaupt aufzufallen. Wir wissen genau, was wir wollen, und wir halten in dem Bemühen, alles zur Erreichung unserer Ziele Notwendige richtig zu tun, unsere Gedanken vielleicht etwas mehr zusammen als die Herren Jungs, von denen uns gemeldet wurde, daß sie z. B. beim Einkleiden Jacken, Pullis und so weiter trotz Ermahnung haufenweise lie-

genließen, Schuhgröße sechsundvierzig für zu klein erklärten und mit zwei Jacken statt mit Jacke und Hose fertig ausgerüstet zu sein meinten. Die Ärmel und die Hosenbeine, die meistens zu lang sind und anfangs zu lang sein sollen, weil sie beim Waschen einlaufen, mögen am ersten Wochenende ihren Müttern Kummer genug bereitet haben, während wir so was natürlich selber machen. Schick kriegt man da nicht 'rein; dafür ist es Arbeitskluft.

Aber die Arbeitshemden sind 'ne Wucht.

Die sitzen so fabelhaft, und das Aquamarinblau ist so leuchtend und dabei doch so hell, daß man sich dergleichen gut mal für andere sommerliche Zwecke merken kann. Über die Arbeitsschuhe wird man

bei uns keine Klage hören. Wir haben sie eine Nummer größer genommen, weil wir ja Socken drin tragen und den ganzen Tag drin stehen müssen. Und weil wir sie gleich am ersten Tage eingefettet haben, sind sie auch ein bißchen weicher geworden, so daß es bei dem Rundgang über die Hütte keine Blasen gegeben hat. Die Knöpfe an den Hosen, die am ersten Tage durchaus nicht zugemacht werden konnten, weil das Gewebe noch zu neu und hart war, haben sich genauso an unsere (härter werdenden) Hände gewöhnt wie unsere Haare an die Mützen. Daß ein Pferdeschwanz nicht in die Nähe von Maschinen gehört, versteht sich von selber. „Hochstecken“, sagt Betriebschef Freund. Aber Ursulas Mutti wird nun wohl einsehen müssen, daß Abschneiden einen noch größeren Sicher-

heitsfaktor darstellt. Als wir den brausenden Gaswirbel in einem Winderhitzer sahen, muß Ursula wohl Angst um ihre Haare bekommen haben; jedenfalls griff sie nach ihrem Pferdeschwanz, als wenn sie ihn retten wollte. Als ich sie neckte, ob sie Angst gehabt hätte, zeigte es sich, daß weder der Schreck noch der Griff ihr bewußt geworden war. Aber sie meinte auch: „Abschneiden ist besser.“

„Ringe und Uhren möglichst zu Hause lassen“,

sagte Obermeister Wirtz gleich am ersten Tage. Sicherlich hat er aus vielen Gründen recht, wenn auch die Spinde verschlossen werden. „Wie soll man denn sonst pünktlich sein?“, meckerte einer von den Jungs leise. Ich meine ja, daß die Armbanduhr

allein die Pünktlichkeit auch nicht schafft. Wenn man so eine dumme Busverbindung hat wie z. B. Atze, der um viertel nach fünf wegfährt und dann schon um zwanzig vor sechs in der Werkstatt ist, bleibt man sowieso nur auf den Wecker angewiesen, auf die Mutter, die alles vorgerichtet hat, und auf die Gewohnheit, die sich nach den ersten Tagen einstellt. Man gut, daß Frühling ist und die Tage jeden Morgen heller und länger werden. Bei Regennebel und Spätherbsdunkel fände von uns Neuen bestimmt keiner „mitten in der Nacht“ aus dem Bett.

„Mein erster Tag in der Westfalenhütte“

hieß ein Aufsatz, den wir über das erste Wochenende im April zu Hause machen

mußten. Von uns Mädchen hat ihn Ursula Andert am besten hingekriegt. Obwohl er nur kurz zu sein brauchte, hat sie ihn mit vielen technischen Einzelheiten geschmückt und ihn sogar durch Skizzen von Parallelschraubstock und Nichtparallelschraubstock im Aufriß erläutert. Farbige und warmherzig war er auch noch:

„Dieser Schritt bedeutete für uns den Schritt in ein anderes Leben, in einen neuen Lebensabschnitt. Jetzt beginnt für uns der wahre Ernst des Lebens. Ich glaube, manche mögen wie ich in der Nacht zum ersten April vor Aufregung kaum geschlafen haben. Um halb sieben waren alle „Neuen“ im Speisesaal versammelt. Auf den meisten Gesichtern konnte man eine teils freudige, teils aber auch skeptische Erwartung auf das Kommende lesen.



Um sieben Uhr wurden wir dann offiziell durch Herrn Freund begrüßt, und er stellte uns die einzelnen Herren vor, die uns ausbilden sollten. Wir Mädchen wurden mit fünfzehn Jungen Herrn Pahlke zugeteilt. Herr Pahlke begrüßte jeden einzelnen von uns mit einem Handschlag, und wir hatten alle das Gefühl, jetzt einer festen Gemeinschaft, einer Kameradschaft anzugehören.

Herr Pahlke führte uns in die Werkhalle und teilte uns an die Schraubstöcke ein. An jeden Arbeitsplatz schrieb er den Namen des Betreffenden; anschließend erklärte er uns den Schraubstock...

Nun kamen Herr Freund und Obermeister Wirtz, um uns persönlich zu begrüßen durch einen Handschlag. Dieser Handschlag erschien uns ebenfalls wie der von Herrn Pahlke als eine Bekräftigung der Kameradschaft und der guten Zusammenarbeit. Anschließend führte Herr Pahlke uns, seine „Kameradschaft“, durch die ganze Werkhalle und erklärte uns alles... Er erläuterte uns die Begriffe produktive und unproduktive Arbeit. Wir leisten in den ersten drei Monaten eine unproduktive Arbeit, d. h. eine Arbeit, mit der das Werk nichts anfangen kann, die es nicht verwerten kann. Später dann produzieren wir etwas, das das Werk verwerten kann, dann leisten wir produktive Arbeit...

Nach dem Frühstück holte uns Herr Pahlke wieder ab und brachte uns in den zweiten Stock, wo wir unser Zeug bekommen sollten. Es gab ein allgemeines Gaudium über die ungewohnte Kleidung. Was gab es doch ein Gelächter, als einer den anderen in der Arbeitskleidung sah... Jeder von uns bekam eine Marke mit einer bestimmten Nummer, die er, wenn er weggeht, beim Pförtner abgibt. Morgens muß man sie beim Pförtner abholen und

in der Werkhalle aufhängen. So sind mehrere Möglichkeiten zum Kontrollieren gegeben...

Nach Beendigung der Mittagspause holten wir uns jeder einen Werkzeugkasten, dessen Inhalt wir in unsere Schubladen einpackten... Herr Pahlke gab uns den Rat, die Metallmeßstange immer mit Fett einzureiben (Fett hatten wir durch fettige Wolle, die uns Herr Pahlke in die Schubladen getan hatte), damit sie nicht rostet oder durch das Scheuern mit Schmirgelpapier rau wird... Dann zeigte uns Herr Pahlke, wie wir die Griffe für die Feilen sauber ausdrehen sollten. Dabei wies er uns darauf hin, daß, wenn man die Feile in den Griff klopft, man niemals die Feile auf den Tisch klopft, sondern immer den Griff, denn wie leicht kann die Feile ausrutschen, und man haut mit voller Wucht in die Spitze der Feile, und die Hand sitzt auf der Feilenspitze. Wenn es möglich ist, Unfälle vermeiden. Zuletzt rieben wir die blanken Teile des Schraubstockes mit Fett ein, und dann hieß es: „Schluß für heute“.

Ein bißchen müde über das viele Neue, das wir an diesem Tag gesehen und gehört hatten, doch aber froh und zufrieden gingen wir nach Hause. Ich glaube, jeder von uns hatte die freundliche Atmosphäre und das kameradschaftliche Betriebsklima gespürt, und ich meine, alle, die Ausbilder sowie auch wir Lehrlinge, hoffen auf eine gute Zusammenarbeit.“

Wir werden uns schon vertragen

Die Mädchen mit den Jungen, die Jungen mit den Mädchen, die Kleinen mit den Großen und die Großen mit den ganz großen Hochschulpraktikanten, an die man eigentlich Leitern anlegen müßte, wenn man mit ihnen reden möchte und kurz geraten ist. Wir stehen alle am gleichen Schraubstock, haben morgens als erstes „Werkstattkunde“ und nachmittags eine solide Schmutzschrift, die zünftig abzuwaschen oder abzusuchen man auch erst lernen muß, und für uns alle gilt, was uns ein alter Fuhrmann am ersten Tage launig zurief: „Geht man bald 'ran, daß ihr die Zeit bald 'rumkriegt!“

Die Lehrwerkstatt Von Franz Kurowski

*Den Klang der Hämmer hör' ich immer neu,
Sooft ich mich in diese Zeit gedacht.
Und wie vor Jahren ich mich drüber freu'
Und lache, wie ich einst dazu gelacht.*

*Fünfhundert Hämmer schlugen bunt und kraus
Den Takt zu einer großen Melodie.
Und manchen einzelnen hört' ich heraus,
Des einen Hammer pocht', des andern schrie:*

*„Gib acht! mein Meißel ist geschliffen, scharf;
Ich treibe ihn ins Eisen, daß es schreit;
Und schneide dort nur, wo ich schneiden darf,
Wo er das Werkstück Stahl zur Form befreit.“*

*Den Klang der Hämmer hör' ich jeden Tag
Und bin der Lehrling; heute, wie vor Zeit,
Als ich dem Stahl begegnet' stolz und zag;
Denn Eisen lehrt uns Ehrfurcht, einst wie heut'.*



**Ein Päckchen mit
Apfelsinen und Zitronen
für nur**



**macht in der Sowjetzone
jedes Kind und
jede Hausfrau glücklich.**

IST IHR PÄCKCHEN SCHON UNTERWEGS?

**IST
ALLES
DENN
SO**

SELBSTVERSTÄNDLICH?

Einen Grund zum Ärgern, zum Schimpfen finden wir wohl immer — und wer wäre schon ganz zufrieden mit den hohen Steuern und der Arbeit, der Wohnung und dem Chef! Und wie perfekt beherrschen wir die Kritik! Nur merkwürdig, wie rasch man sich an die angenehmen Seiten des Lebens gewöhnt! Daß es seit über zehn Jahren keine Lebensmittelkarten mehr gibt und die Auswahl in unseren täglichen Gebrauchsgütern immer reichhaltiger und besser geworden ist, erscheint uns seit langem als selbstverständlich. Von der Freiheit gar nicht zu reden — denn die muß ja wohl sein . . .

Muß es wirklich so sein? Kurz nach den Osterfeiertagen des vergangenen Jahres bekamen wir einen Brief von meiner Schwester in Rostock. Sie bedankte sich beinahe überschwänglich für die wenigen Kleinigkeiten, die ihr meine Frau zum Fest geschickt hatte. „Endlich konnte ich mal

wieder mit den richtigen Utensilien daran-gehen, unsere Wäsche auszubessern: Näh-nadeln, Stopfwohle, Nähseide — die Arbeit hat direkt Spaß gemacht. Und Jürgen konnte sich endlich wieder einmal Schnürsenkel Marke Friedensware in seine Schuhe ziehen. Und wie hat er sich erst über Euren eleganten Schlips gefreut! Solche Ausführung kennen wir hier gar nicht, ebenso wie die Perlonsocken . . .“

Ich bekam fast ein schlechtes Gewissen, als ich dann weiterlas und die bescheidenen Wünsche für unser nächstes Päckchen fand. Meine Frau erkundigt sich nämlich immer wieder, was ihnen drüben am meisten fehlt und was sie auch für Geld nur selten bekommen können. Meine Schwester schrieb: „Gewürze, wie Paprika und Pfeffer, sind nur ab und zu vorhanden. Und wenn Ihr uns etwas Eipulver, Trockenmilch, Rosinen, Mandeln und überhaupt ein paar Trockenfrüchte zusammenpacken könntet,

wäre das wirklich eine große Erleichterung für mich! Denn Apfelsinen und auch andere Südfrüchte gibt es nur ganz selten, und sie sind dann auch entsprechend teuer. Jürgen klagt darüber, daß er seit einem halben Jahr keinen Feuerstein für sein Feuerzeug bekommen kann, aber das ist auch nicht so wichtig . . .“

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß wir im nächsten Päckchen meiner Schwester all die Kleinigkeiten schickten, die ihr noch immer Sorgen bereiteten und die wir schon so lange für wenig Geld in jedem Geschäft kaufen können. Und für meinen vierzehnjährigen Neffen legten wir noch ein weißes Oberhemd dazu, weil er konfir-miert werden sollte und weiße Ober-hemden drüben noch immer zur „Mangel-ware“ gehören.

Wenn jeder von uns nur etwas helfen würde — das Leben der Menschen „drü-ben“ wäre um vieles leichter! H. W.

MONATLICHE LOHNZAHLUNG

Betriebsvereinbarung

Zwischen dem Direktorium der Hoesch AG Westfalenhütte und der Betriebsvertretung wurde nachstehende Betriebsvereinbarung getroffen:

1. An Stelle der zweimaligen Zahlung von Lohngeldern — Abschlag und Restlohn — wird erstmalig für den Abrechnungsmonat Juni 1960 der gesamte Verdienst eines Monats in einer Summe ausbezahlt. Als Zahlungstermine gelten die im Lohnungsplan angegebenen Tage für die Restlohnung.

2. Durch die monatliche Lohnzahlung gelang ein Betrag in Höhe der bisherigen Abschlagssumme durchschnittlich 16 Tage später zur Auszahlung. Der dadurch entstehende Zinsvorteil in Höhe von 35,— DM je Kopf wird an die Belegschaft weitergegeben. Der Betrag errechnet sich aus 5% Zinsen für 7 Jahre. Bei Nichtinanspruchnahme des Überbrückungskredites wird der Betrag von 35,— DM bar ausbezahlt.

3. Um den Übergang zur monatlichen Lohnzahlung zu erleichtern, erklärt sich das Direktorium bereit, auf Antrag jedem Belegschaftsmitglied einen Überbrückungskredit zu gewähren, der bis zur Höhe seines letzten Abschlags (Mai 1960) gehen kann. Die Auszahlung des Überbrückungskredites erfolgt am 28. Juni 1960. Er wird — vermindert um 35,— DM — in 15 gleichbleibenden Monatsraten einbehalten, die erste Rate am 12. Juli 1960.

4. Die Auszahlung der Jahresabschlußvergütung für das Geschäftsjahr 1958/59 wird am 14. Juni 1960 vorgenommen.

Es werden demnach gezahlt:

am 24. Mai 1960	letzte Abschlagszahlung Mai 1960
am 14. Juni 1960	Restlohn Mai 1960 und Jahres- abschlußvergütung
am 28. Juni 1960	Überbrückungskredit (auf Antrag)
am 12. Juli 1960	Gesamtlohn Juni 1960

Ergänzend geben wir noch bekannt, daß mit der letzten Abschlagszahlung am 24. Mai 1960 jeder Lohnempfänger mit der Lohnhütte ein Antragsformular zugestellt

bekommt, in das er eintragen kann, ob und in welcher Höhe er einen Überbrückungskredit in Anspruch nehmen will.

Die ausgefüllten Antragsformulare müssen zwischen dem 14. Juni und dem 20. Juni 1960 dem Lohnbüro zugestellt werden. Nähere Anweisungen ergehen durch Aushang am Schwarzen Brett.

— oi — Soweit also die Betriebsvereinbarung. Sie wurde abgeschlossen nicht nur nach sehr sorgfältigen Überlegungen und Beratungen, sondern auch nach langen Beobachtungen in anderen Werken, die diese monatliche Lohnzahlung bereits — und teilweise seit Jahren — eingeführt haben. Wie die Betriebsvertretung erklärt, sind nach ihren Feststellungen die Belegschaften dieser Werke nach Überwindung einiger Anlaufschwierigkeiten mit der neuen Lohnzahlung sehr zufrieden.

Da wir selbstverständlich über eine eigene Praxis noch nicht verfügen, geben wir nachfolgend einen Auszug aus umfangreichen Erhebungen und Befragungen wieder, die von unbeteiligter und objektiver Stelle aus durchgeführt wurden. Vorab nur zwei Punkte, die nach unseren persönlichen Erfahrungen in der Diskussion unter unseren Arbeiterkollegen eine Rolle spielten.

Der „Rationalisierungsgewinn“

Natürlich soll und wird jedwede Rationalisierung Verbesserungen und Verbilligungen mit sich bringen. Deshalb bauen wir ja moderne Betriebe, deshalb streben wir ja eine größtmögliche Produktion und eine beste Produktivität an, um möglichst hohe Gehälter und Prämien, Löhne — sie liegen bei uns bis zu 100% über den Tariflöhnen — und soziale Leistungen zahlen zu können. Sicherlich bringt auch die Einführung der monatlichen Lohnzahlung eine Verbesserung und Verbilligung der Verwaltung mit sich — aber es ist doch grundfalsch, einen Rationalisierungsgewinn im einzelnen zu verteilen. So sagte es der Betriebsrat eines Hüttenwerkes, der vor einiger Zeit einstimmig der Einführung der monatl. Lohnzahlung zustimmte: „Wir, und auch unsere Gewerkschaften, tun besser daran, nicht zu vergessen, daß die Arbeitnehmer eine gerechte Verteilung des gesamten Sozialproduktes fordern, in ihm sind bekanntlich alle Rationalisierungsgewinne enthalten. Überdies gehen die Meinungen über den Rationalisierungsgewinn, der durch die Umstellung erzielt werde, heute noch sehr auseinander. Auch hier wird uns die Praxis erst ein objektives Bild vermitteln.“

Dem ist nichts hinzuzufügen.

„Aber die vielen Zinsen“

Die Einführung der monatlichen Lohnzahlung bringt es mit sich, daß der Betrag,

der bisher immer als Abschlag ausbezahlt wurde, durchweg einen halben Monat später mit dem Restlohn zur Auszahlung gelangt. Dieser Betrag bleibt also „bei der Firma stehen“. Da es nicht Absicht der Unternehmensleitung ist, den hieraus entstehenden Zinsvorteil der Belegschaft vorzuenthalten, hat sich das Direktorium bereit erklärt, den Betrag, der je Kopf der Belegschaft rund 35,— DM ausmacht, auszuschütten. Der Zinsvorteil ist über viele Jahre im voraus errechnet worden. Das ist eine unbestreitbare Tatsache. Sicherlich machen sich manche Kollegen über die Höhe der Zinsen, die der Hütte zufließen, eine falsche Vorstellung. Man kann ja nicht einfach die Höhe der „Sparzinsen“ ansetzen und berechnen. Man muß berücksichtigen, daß die Banken für die Beträge, die für Lohn und Gehalt disponibel gehalten werden, nur rund ein Drittel Prozent — genau: drei Achtel Prozent — ansetzen. Man braucht nicht erst näher zu erläutern, daß von „riesigen Zinsgewinnen“ keine Rede sein kann?

Weg zu einer Angleichung der Arbeiter an die Angestellten

Daß unsere Arbeiterkollegen mit der Einführung der monatlichen Lohnzahlung in der übergroßen Mehrzahl sehr einverstanden sind, haben unsere Vertrauensleute und Betriebsräte vor dem Abschluß der Vereinbarung ausdrücklich festgestellt. Es ist ja bei uns selbstverständlich, daß nichts gegen den Willen der Belegschaft geschieht. Aber immerhin ist es sicherlich interessant, das Problem auch aus der großen Sicht und den allgemeinen Erfahrungen heraus zu sehen. So hat der Studienkreis für sozialwirtschaftliche Betriebsform e. V. im Auftrage des Rationalisierungs-Kuratoriums der Deutschen Wirtschaft umfangreiche Erhebungen und Befragungen durchgeführt und diese in seinen „Erfahrungen mit der monatlichen Lohnauszahlung für Arbeiter“ niedergelegt. Hierin heißt es:

Relativ häufig wurde von den Unternehmensleitungen an erster Stelle die Angleichung der Arbeiter an die Angestellten hervorgehoben und die monatliche Lohnauszahlung als Schritt auf dem Wege zu einer Angleichung betont.

Die Unternehmensleitungen argumentierten in ihren Verhandlungen mit dem Betriebsrat, daß sich durch die Einführung der monatlichen Lohnauszahlung ein neues wirtschaftliches Denken in den Arbeiterfamilien entwickeln, daß das kurzfristige Denken in Wochenlöhnen einem Planen in längeren Zeiträumen und damit einem systematischeren Wirtschaften weichen wird. Man sagte weiter, daß es überholt sei, dem Arbeiter die Fähigkeit zu einem Denken in längeren Zeiträumen abzusprechen,

sie hingegen beim Angestellten, der häufig genug aus Arbeiterfamilien stamme, als selbstverständlich vorauszusetzen. In diesem Sinne bedeute die monatliche Lohnauszahlung einen weiteren Schritt auf dem Wege einer Angleichung von Arbeitern und Angestellten, die in den Konsumgewohnheiten und dem äußeren Erscheinungsbild bereits weitgehend vollzogen sei . . .

Größere Sicherheit war aber vor allem für die Beschäftigten selbst gegeben: Sicherheit vor Diebstahl und vor Verlust durch Verlieren. Letzteres Moment kam vor allem in den Warmbetrieben sehr stark zum Zuge, wo eine Aufbewahrung des Geldes, wenn es während der Schicht ausgezahlt wurde, regelmäßig Schwierigkeiten bereitete.

Eine Frage der Bequemlichkeit

war es vor allem für Mitarbeiter im kontinuierlichen Betrieb, die in einigen Betrieben auch an arbeitsfreien Tagen zur Lohnauszahlung ins Werk kommen mußten, da aus organisatorischen Gründen eine Vorauszahlung nicht immer möglich war. Gerade diese Gruppe — es handelt sich in der Regel um Stahlarbeiter — begrüßte die monatliche Lohnauszahlung. Eine Erleichterung war es aber auch für alle Arbeiter, die ihr Geld nicht an den Arbeitsplatz gebracht bekamen, sondern nach Schichtschluß an Zahlstellen abholen mußten, wobei außer dem Zeitverlust (Anstehen an den Zahlstellen) Ärger über Indiskretionen (der Hintermann sah die ausgezahlten Beträge) häufig waren.

Dieses Umstellungsmotiv wurde regelmäßig von den Belegschaften akzeptiert und als besonders positiv hervorgehoben . . .

Die zustimmenden Motive (der Belegschaften) entsprechen in aller Regel denen der Unternehmensleitungen: Rationalisierung des Lohnabrechnungs- und Lohnauszahlungsverfahrens liegt nicht nur im Interesse der Firma, sondern auch im Interesse eines jeden Arbeiters, denn

jede Einsparung kommt allen zugute.

Der Arbeiter ist nicht weniger als der Angestellte. Er kann genauso gut mit einem Monatslohn wirtschaften wie der Angestellte mit seinem Monatsgehalt. Es ist wichtig, daß der Arbeiter hier einen weiteren Schritt auf dem Wege zu einer echten Angleichung macht. Dafür muß er notfalls im Übergang auch Unbequemlichkeiten auf sich nehmen. Die einmalige Lohnauszahlung ist sicherer. Man muß nur noch einmal auf seinen Lohn aufpassen, daß man ihn nicht verliert oder er einem gestohlen wird. Außerdem handelt es sich um eine allgemeine Entwicklung. Auf die Dauer können wir uns diesen Vorschlägen doch nicht verschließen. Andere tun's ja auch.

Die Belegschaften waren regelmäßig an einer Umstellung besonders interessiert — es überwogen die zustimmenden Motive —, wenn sie eng mit Angestellten zusammenarbeiteten (Fall der Hauptverwaltung mit großen Lagern), wenn im Betrieb bereits ein erheblicher Teil der Belegschaft als Monatslöhner geführt wurde (in einem Unternehmen etwa 20%, in unserer Hütte sind es fast 10%), und die Kollegen sahen, daß die monatliche Lohnzahlung nicht zu einem finanziellen Fiasko des Familienhaushaltes führte, wenn andere Firmen im gleichen Ort oder der näheren Umgebung bereits umgestellt hatten und man die Nachbarn nach ihren Erfahrungen fragen konnte . . .

Eine erhebliche Rolle

spielte in den Verhandlungen mit den Unternehmensleitungen die Gewohnheit: „Wir haben immer unser Geld acht- oder vierzehntägig bekommen, unsere Frauen sind daran gewöhnt und können es nicht anders einteilen.“ Dieses Argument, das auch in den Unterhaltungen der Arbeiterfrauen in den Werksiedlungen eine große Rolle spielte, wurde in allen Fällen, in denen der Betriebsrat eine Umstellung befürwortete, von ihm selbst entkräftet. So sagte etwa der Betriebsratsvorsitzende einer Fabrik: „Warum soll die Frau des Angestellten eine bessere Frau sein als die des Arbeiters? Warum sollte die Frau des Angestellten besser rechnen und wirtschaften können?“

Als besonders interessiert zeigten sich in allen besuchten Stahlwerken die im kontinuierlichen Betrieb beschäftigten Stahlarbeiter, für die die bisherige Lohnauszahlungsform (vor allem wöchentliche oder dekadische Abschlagszahlungen) vielfach mit besonderen Unannehmlichkeiten verbunden waren. Hatte ein Arbeiter — was öfter vorkommt — hintereinander drei arbeitsfreie Tage, aber der zweite dieser

drei Tage ist Lohtag, mußte er in einigen Werken an diesem Tag zum Werk fahren, da eine Vorauszahlung grundsätzlich abgelehnt und eine nachträgliche Auszahlung erschwert wurde.

Damit wurde ihm aber seine Freizeit häufig zerschnitten. Außerdem handelte es sich bei dieser Gruppe um Spitzenverdiener, die die Umstellungs- und Einteilungsschwierigkeiten also nicht so erheblich betrachteten wie ihre Kollegen mit geringeren Verdiensten . . .

Aus der Untersuchung der Motive der Mitarbeiter ergaben sich folgende Tendenzen: Ein wesentlicher Teil der ablehnenden Äußerungen der Belegschaften basiert auf Unkenntnis des Verfahrens und Unsicherheit gegenüber der zukünftigen Entwicklung. Die Umstellung erfordert Veränderungen in den bisherigen Einteilungsgewohnheiten, denen sich der einzelne nicht immer sogleich gewachsen sieht . . . Soweit die festgestellten „Erfahrungen mit der monatlichen Lohnauszahlung für Arbeiter“.

Die Rentner müssen ja auch . . .

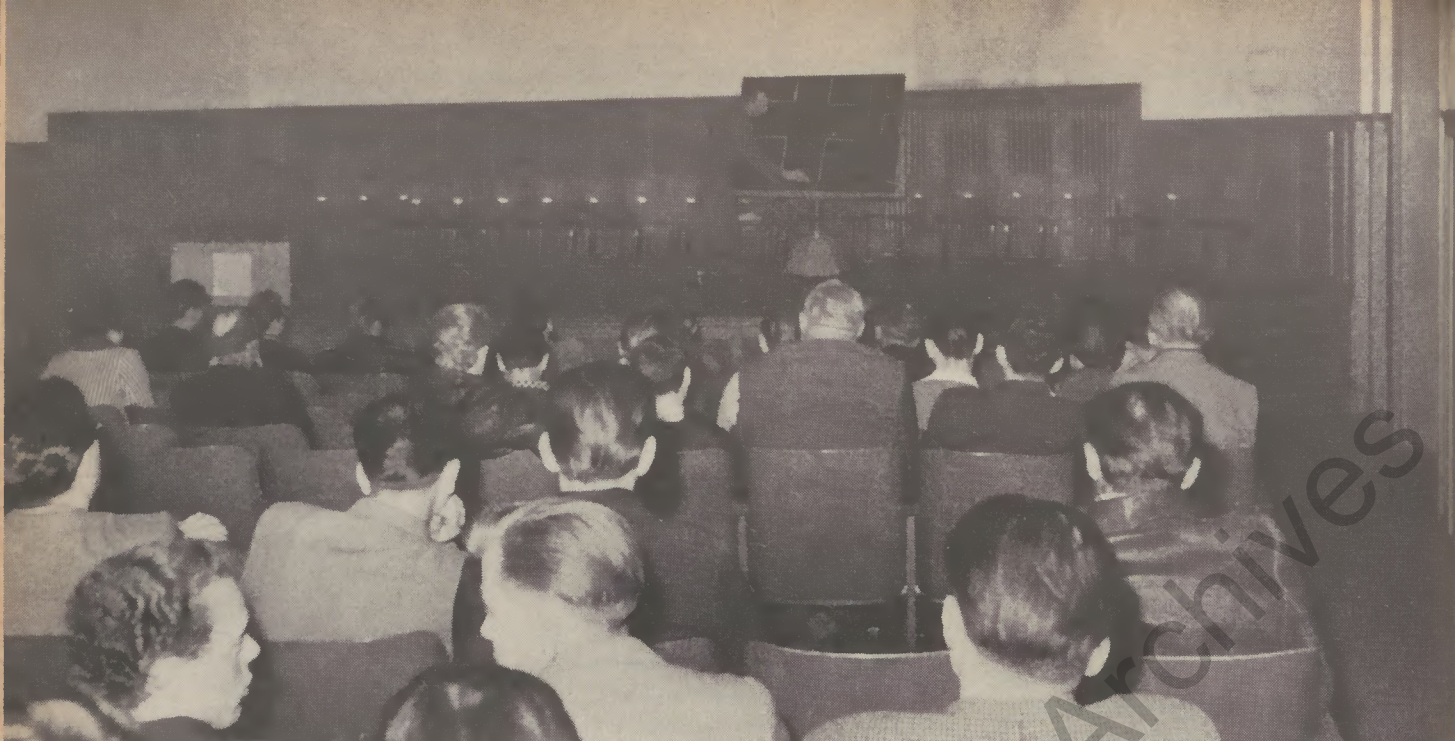
Die „Erfahrungen“ sind ein Querschnitt aus Erhebungen bei vielen Werken. Das eine oder andere mag für unsere Arbeiterkollegen nicht zutreffen. Aber in der Grundauffassung sind sie auch für uns repräsentativ. Das gilt vor allem für den Beginn einer Angleichung der Arbeiter an die Angestellten. Sie ist fraglos von hoher Bedeutung und sollte nicht unterschätzt werden.

Aber noch ein Gedanke: Weshalb denn soll der Arbeiter und seine Frau nicht genauso monatlich disponieren und haushalten können wie der Angestellte und seine Frau? Der 65jährige Arbeiter und seine Frau, die bislang zweimal im Monat die Abschlagszahlung oder Restauslösung erhielten, müssen es nach der Pensionierung ja plötzlich auch!

Lohnzahltag
nach Einführung der Monatslöhnung für das Kalenderjahr 1960

Art der Zahlung	Frei- schicht	Zeit	Früh- schicht 14 Uhr	Mittag- schicht 22 Uhr	Nacht- schicht 6 Uhr
Restlohn Mai und Jahresabschlußvergütung	14. 6. 1960	6 Uhr	14. 6. 1960	14. 6. 1960	15. 6. 1960
Überbrückungskredit	28. 6. 1960	6 Uhr	28. 6. 1960	28. 6. 1960	29. 6. 1960
Juni-Verdienst	12. 7. 1960	6 Uhr	12. 7. 1960	12. 7. 1960	13. 7. 1960
Juli-Verdienst	11. 8. 1960	14 Uhr	10. 8. 1960	10. 8. 1960	11. 8. 1960
August-Verdienst	13. 9. 1960	6 Uhr	13. 9. 1960	13. 9. 1960	14. 9. 1960
September-Verdienst	13. 10. 1960	14 Uhr	12. 10. 1960	12. 10. 1960	13. 10. 1960
Oktober-Verdienst	10. 11. 1960	14 Uhr	9. 11. 1960	9. 11. 1960	10. 11. 1960
November-Verdienst	13. 12. 1960	6 Uhr	13. 12. 1960	13. 12. 1960	14. 12. 1960
Dezember-Verdienst	12. 1. 1961	14 Uhr	11. 1. 1961	11. 1. 1961	12. 1. 1961

Urlauber und Kranke erhalten ihre Löhnung mit der Frühschicht um 14 Uhr.



Er und sie auf dem Armesünderbänkchen

Da sitzen nun die armen
Verkehrssünder dichtgedrängt . . .

Verkehrsunterricht — Freizeitgestaltung wider Willen

Man sollte nicht zu schlecht von den Verkehrssündern denken. Ob wir beschuht, beradet oder beritten, zweirädrig oder vierrädrig motorisiert sind — es lebt keiner unter uns, der wahrheitsgemäß von sich behaupten könnte, daß er sich noch niemals einer Verkehrssünde schuldig gemacht hätte. Die kleinste wiegt da genauso schwer wie die Vorfahrtsverletzung oder das zu schnelle Fahren an Kreuzungen und Einmündungen, denn wenn das Unglück will, zieht sie eine ganze Kette von immer größer werdenden falschen Reaktionen nach sich, und dann fragt niemand mehr danach, ob das auslösende Moment klein oder groß gewesen ist. Außerdem muß man den durch Strafmandat oder Vorladung zum Verkehrsunterricht oder beides sozusagen gesetzlich abgestempelten und ausgewiesenen Verkehrssündern eines zugute halten: Sie haben Pech gehabt.

Wir dagegen können von Glück sagen, wenn das Auge des Gesetzes nicht ausge-rechnet an der Stelle wacht, wo wir die Einbahnstraße in verkehrter Richtung befahren, noch bei Gelb oder gar bei aufblitzendem Rot noch über die Kreuzung flitzen, beim nichtbeachteten Gegenverkehr Bremsenkreischen und Fluchen hervor-rufen oder nach dem Motto

„totfahren dürfen sie mich nicht“

als Fußgänger in aller Ruhe die Kreuzung durchwanderten, die gerade für den Quer-verkehr freigegeben worden war. Wir nützen auch niemand, wenn wir, wo immer eine verkehrstechnische Schwierigkeit auf-zutauchen scheint, vernehmlich ächzen: „Ja, es ist ein Kreuz mit den Autofahrern, mit den Lastwagen, mit den Motorrad-fahrern, mit den Mopeds, mit den „ver-flixten Radfahrern“, mit den „dämlichen Fußgängern, die einem egal vor den Kühler rennen“, auf jeden Fall mit all den Gruppen von Verkehrsteilnehmern, zu denen wir nicht gehören. Wenn jeder von uns wenigstens so weit käme, daß er gelegentlich bereit wäre, zuzugeben, daß nicht immer nur die andern die Schuld zu haben brauchen, wäre auf dem Gebiete der Unfallverhütung im Straßenverkehr schon viel gewonnen. Der Unterricht, zu dem

Verkehrssünder verdonnert

werden, will im Grunde nichts anderes als belehren und zur Einsicht bringen. Die Belehrung erfolgt in Form eines Vortrags über ein bestimmtes Gesetz, das gerade besonders häufig übertreten worden ist, und die Einsicht kommt meist von selber, wenn sich bei dem in lockerer Form freundlich und sogar lustig dargebotenen Stoff die erwartungsvoll starren Mienen der Vorgeladenen entspannt und durch einen immer fesselnden Verkehrsfilm — manchmal mit freiwillig angeschlossener Diskussion — vollends normalisiert oder gar erheitert worden sind.

Zorn im Bauch

hat jeder, der erstens „geschnappt“ worden ist und sich zweitens durch den „gelben Schein“ aufgefordert sieht, eine Stunde Freizeit plus Hin- und Rückweg beim Nach-hilfeunterricht im Verkehr abzusitzen. Er weiß oder ahnt wenigstens, daß es dabei so ähnlich zugeht wie in der Schule: Fehlt er unentschuldigt, so kommt der gelbe Zettel ein zweites Mal, und fehlt er wieder, so wird er „verknackt“. Also geht man besser gleich beim erstenmal. Man kann sich nicht „vertun“, denn schon am großen Eingangstor des Helmholtz-Gymnasiums in der Münsterstraße hängt unübersehbar

groß das Schild: „Verkehrsunterricht 19.30—20.30 Uhr im zweiten Stock“. Man steigt also die beiden Treppen hinauf, atmet eine Nase Schulluft und so viel Schulatmosphäre mit ein, daß kurz vor der Tür noch einer dem anderen zuflüstert: „Bloß nicht so weit vorn, da kommt man sooft dran!“

Man stellt erleichtert fest, daß die Aula fast voll ist

Inmitten von einhundertachtundneunzig anderen „Sündern“ — rund zweihundert sind immer versammelt — schrumpft das eigene Schuldgefühl auf ein erträgliches Maß zusammen. Komisch nur, daß die alle auf die hinteren Sitzreihen zusteuern. Man hat also doch wohl den richtigen Riecher gehabt mit Drankommen und so. Aber es zeigt sich, daß am meisten hinten sitzen möchte, wer hier schon am besten zu Hause ist: Im Kino sind ja auch die am weitesten von der Leinwand abliegenden Plätze die teuersten — und im Krieg die hintersten Plätze die besten. Wer den Verkehrsunterricht schon einmal mitgemacht hat — oder ein paarmal —, der läßt die Regeln über sich ergehen, weil er sich auf den Film freut, der in dramatischer und eindringlicher Weise über die Fehler berichtet, die andere Leute in aller Welt in Sachen Verkehr gemacht haben. Taucht man aus der fast bis ins Unerträgliche gesteigerten Spannung, welcher von den fünf, die morgens frisch und froh von zu Hause weggefahren sind, denn nun — zunächst nicht identifizierbar — Opfer des Verkehrstodes geworden ist, faßt man unwillkürlich an den würgenden Kehlkopf: „Nächstes Mal will ich aber auch besser aufpassen.“

Die Hebung der Verkehrsdisziplin

Ist in unser aller Interesse eines der Hauptanliegen des Straßenverkehrsamtes und der (Bundes)Polizei. Einem Bundesbürger, der sich auf der Straße so verhält, daß man vermuten muß, er sei mit den Verkehrsvorschriften nicht so vertraut, wie es — im brausenden Großstadtverkehr zumal — notwendig ist, kann der ihn aufschreibende Polizist den § 6 vorhalten, vorlesen und auf Verlangen sogar vorzeigen: „Wer Verkehrsvorschriften nicht beachtet, ist auf Verlangen der Straßenverkehrsbehörde oder der von ihr beauftragten Beamten verpflichtet, an einem Unterricht über das Verhalten im Straßenverkehr teilzunehmen.“

Schon seit 1946

befäßt sich Polizeiobermeister Engel mit der bestimmt lohnenden Aufgabe, den Dortmundern während dieses Unterrichts — meist einmal in der Woche, außer in Ferien — das richtige Verhalten im immer lebhafter und schwieriger werden-

den Straßenverkehr beizubringen. Ungezählte „Klassen“ von Verkehrssündern haben schon von seiner Ruhe, seinem Gerechtigkeitssinn in kniffligen, ihm vorgetragenen Verkehrsfragen und seinem Humor profitiert, und eine ganze Reihe junger Polizeibeamten haben ihm abgesehen, wie man die — auf alles mögliche gefaßten — Vorgeladenen angenehm enttäuscht, indem man ihnen aufs liebenswürdigste dafür dankt, daß sie der „Einladung“ so zahlreiche Folge geleistet haben. Dann wird das gemeinsame gründliche Durchackern z. B. des Kapitels

Vorfahrt und Gegenverkehr

mit Beispielen, mit Kreide und Tafel zum unterhaltsamen und manchmal amüsanten Spiel. Kann man die alte Frage, wie die Vorfahrt zu regeln ist, wenn sich an einer Kreuzung gleichwertiger Straßen ohne Verkehrsregelung vier Fahrzeuge begegnen, so regeln: „Alle steigen aus, gehen in die nächste Kneipe, verlangen einen Knobelbecher und fahren dann in der Reihenfolge weiter, wie die Würfel angezeigt haben“? Man kann nicht, aber Polizeimeister Paffrath hatte mit diesem von ihm vorgebrachten „Vorschlag“ einen stürmischen Heiterkeitserfolg. Kein Wunder, daß bei Befolgung des Mottos „lachend lernt man leichter“ eine ganze Reihe von Leuten

freiwillig am Verkehrsunterricht teilnehmen.

Nicht nur Ehefrauen, die mitkommen, wenn Vater vorgeladen wird, und die vielleicht sogar insgeheim hoffen, daß sie erleben, wie ihm eine vorgesetzte Instanz mal den Marsch bläst. Nicht nur Mütter und Väter als Begleiter von Jugendlichen, denen der Jugendrichter den Besuch des Verkehrsunterrichtes zudiktirt hat: auch Menschen, die sich gern belehren lassen möchten über das Verhalten im Straßenverkehr. Jugendliche, die nicht Gefahr laufen möchten, wegen Übertretung einer — anderen geläufigen — Verkehrsvorschrift sozusagen vor den Kadi gezerrt zu werden, aber auch alte Fahrer, die seit Anno Tobak schon fahren und dennoch an raffiniert angelegten Verkehrsknotenpunkten nicht immer ganz zurechtkommen „mit dem verdammten Linksabbiegen“.

Wie der Appetit beim Essen kommt,

so wächst das Interesse am Verkehrsproblem bei einem zunächst zwangsweise Vorgeladenen manchmal so, daß er freiwillig und gern wiederkehrt. Auch bei denjenigen unter unseren Arbeitskameraden, die — taktvoll nicht genannt — hier mal unfreiwillig ihre Freizeit verbringen mußten. Das geht die immer wachsende Zahl der Autofahrer, die 1958 und 1959 laut Statistik die meisten Unfälle durch Feh-

ler beim Überholen oder Vorbeifahren verursacht haben, ebenso an wie die Gedankenlosigkeit und den Leichtsinns vieler Mopedfahrer, von der hohen Geschwindigkeit passionierter Motorradfahrer und der Unberechenbarkeit völlig planlos fahrender Radler ganz zu schweigen.

Die Sicherheitswoche vom 7. bis 15. Mai

Ist — wie in jedem Jahr — ganz gewiß nicht ohne schwerwiegende Gründe angeordnet worden. Wenn sie in diesem Jahr vor allem im Zeichen des Zweirades steht, so hat der für unerläßlich nötig erachtete Moped-Führerschein dabei eine gewichtige Rolle gespielt und der traurige Zustand, in dem die Polizei bei Kontrollen in den letzten Jahren z. B. viele Fahrräder unserer Belegschaftsmitglieder fand.

Wir wollen uns darüber einig sein, daß wir allesamt — manchmal — Verkehrssünder sind. Aber wir könnten uns — zur Erhöhung der Sicherheit von Leib und Leben und im Interesse unserer Kinder, denen wir uns erhalten müssen und die verkehrstechnisch Gutes oder Schlechtes von uns lernen — von Jahr zu Jahr vornehmen, ein bißchen besser aufzupassen.

Unfall mit einem Ausländer

Zur Vermeidung von Rechtsnachteilen wird allen Werksangehörigen, die als Verkehrsteilnehmer im Gebiet der „Deutschen Bundesrepublik“ einen Unfall erleiden, an dem mittelbar oder unmittelbar ein ausländisches Kraftfahrzeug beteiligt ist, dringend empfohlen, folgende Feststellungen zu machen oder machen zu lassen:

1. Name und Anschrift des Fahrzeughalters, ersichtlich aus der internationalen Versicherungskarte (grüne Karte) oder Grenz-Versicherungsschein der Grenz-Police (rosa Grenz-Versicherungsschein),
2. polizeiliche Kennzeichen des Kraftfahrzeuges,
3. Nummer der grünen Karte oder der rosa Police sowie deren Geltungsdauer,
4. Anschrift der ausländischen Versicherungsgesellschaft und deren Policen-Nummer.

Nur wenn diese Angaben vorliegen, können Schadenersatzansprüche über den Verband der Haftpflicht-, Unfall- und Kraftfahrzeug-Versicherung e. V. in Hamburg 1, Glockengießerwall, reibungslos durchgeführt werden.

Durch Vermittlung dieses Verbandes werden Schäden von einem seiner Mitglieder, also eine Auto-Haftpflicht-Versicherung in der „Deutschen Bundesrepublik“, bearbeitet.

Es ist nicht zweckmäßig, etwa an den ausländischen Kraftfahrer oder dessen Versicherungsgesellschaft im Ausland heranzutreten. („Unter uns“)

ALKOHOL IM BETRIEB

Die „Alten“ wissen es noch: Es war früher üblich im Betrieb, während der Schicht Alkohol zu trinken. Ich erinnere mich, daß mein „erster Mann“ an der Walze — er hatte bei den Garde du Corps gedient, ein Brocken von Kerl — je Schicht mindestens einen Liter Schnaps trank. Ich kenne Kollegen, die in der Schicht 25 Flaschen Bier leer machten, die nicht mehr gehen konnten, aber „wie eine Eins“ vor der Walze standen und die Bleche schnappten und einsteckten. Bei aller Härte der Arbeit: damals war es eben geruhsamer. Man brauchte weniger Köpfchen und weniger Nerven; es genügten die Muskelpakete.

Heute ist das alles anders. Heute kann es sich niemand — ganz gleich, wo er seinen Arbeitsplatz hat — mehr erlauben, nicht stets und ganz auf dem Posten zu sein, einen klaren Kopf zu haben. Er würde sich selbst und andere schwerstens gefährden. Deshalb: Kein Alkohol im Betrieb!

Wir fragten hierzu den Direktor des Staatlichen Gewerbeaufsichtsamtes, Oberregierungsrat Franke, und unseren Betriebspsychologen Ben Esleben. Oberregierungsrat Franke erklärte:

Alkohol bei der Arbeit bedeutet Sand streuen in die Körpermaschine

Im Anfang dieses Jahres gab es in der Eisenwerk-Gesellschaft Maximilianshütte in Sulzbach-Rosenberg/Oberpfalz einen Bierstreik. Die Werksleitung hatte den Bierkonsum auf eine Flasche je Belegschaftsmitglied und Schicht beschränkt und wollte ab 1. Oktober 1960 den Bierverkauf innerhalb der Werke ganz einstellen. Hierauf gab es spontane Proteste seitens der Belegschaft, die das Brause trinken als gesundheitsschädlich ablehnte. Zur Beilegung mußte selbst der Arbeitsminister in Bayern bemüht werden, und nach langen Verhandlungen kam der Kompromiß zustande, daß der Bierkonsum erst ab 1. März nächsten Jahres auf $\frac{1}{2}$ l Bier je Schicht herabgesetzt werden, inzwischen aber das Starkbier durch ein leichteres Bier ersetzt werden soll. Als Begründung für diese für Bayern so einschneidende Maßnahme hatte die Werksleitung u. a. die Unfallverhütung angeführt.

Beim Forschen nach der Ursache von Unfällen stößt man auch heute noch vielfach auf den Alkoholgenuß als Urheber

oder Helfer. Es ist verschiedentlich versucht worden, diese Unfallursache statistisch zu beweisen, aber Alkoholgenuß kann sich erstrecken von der leichten Angeregtheit bis zur Volltrunkenheit, ist also nicht einwandfrei zu erfassen.

Bei Verkehrsunfällen gibt es bekanntlich die berüchtigten 1,5 pro mille im Blut als Nachweis. Hier ist zwar die statistische Erfassung besser möglich, aber leichte oder versteckte Fälle von Alkoholgenuß entziehen sich auch der Erfassung.

Von den Bierbauern hatte man öfter behauptet, daß ihre Unfallquote wegen des regelmäßigen Alkoholgenusses höher als in vergleichbaren Betriebszweigen lägen. Neuere Untersuchungen der für Brauereien zuständigen Berufsgenossenschaft haben aber einwandfrei ergeben, daß dies nicht der Fall ist, offensichtlich deshalb, weil zwar ein Alkoholgenuß vorliegt, der sich aber in Grenzen hält und eine Gewöhnung mit sich bringt.

Aber wie auch die Dinge liegen mögen, zu bezweifeln ist nicht, daß der Alkohol im Unfallgeschehen eine erkennbare, zweifelhafte Rolle spielt.

Für den Ruhrbergbau ist nach Porthüne jedenfalls ein Zusammenhang zwischen alkoholbedingten Unfällen und ihrem Auftreten an Zahl- und Feiertagen festzustellen. Mit dem Wochenende ragen die Zahltage als „Alkoholunfalltage“ deutlich hervor. Auch im Falle Maximilianshütte waren in letzter Zeit Unfälle unter Alkoholeinfluß zu verzeichnen, darunter ein tödlicher eines Arbeiters, der auf dem Heimweg eine Brücke verfehlte und in einem Bach ertrank.

In früheren Zeiten, etwa bis zur Jahrhundertwende, war die Alkoholfrage wesentlich ernster. Nicht nur der Bierkonsum war größer, aber vor allem wurde auch der damals für wenig Geld zu kaufende Branntwein viel in den Betrieben während der Schicht getrunken. Gaststätten fanden



H.K.

sich in der Nähe größerer Betriebe, und die Wirte sorgten schon dafür, daß der Arbeiter zu seinem Schoppen Schnaps kommen konnte.

Mit der Aufklärung über die Folgen des Alkoholgenusses, mit der Änderung der Lebensauffassung, dem Aufkommen des Sportgedankens und den Bestrebungen der Arbeitgeber und Behörden ist aber etwa seit der Jahrhundertwende eine Besserung eingetreten. Einzelne Werke gingen dazu über, andere Getränke umsonst oder verbilligt bereitzustellen und zugleich den Brantwein, später auch den Biergenuß, während der Arbeitszeit zu verbieten. Dieses Verbot mußte nach dem Kriege namentlich in der Dortmunder Eisenhüttenindustrie erneuert werden, als sich zeigte, daß jede Gelegenheit zu betrieblichen Feiern zum Alkoholgenuß weidlich ausgenutzt wurde, namentlich bei Jubilärfiern, bei denen das Jubiläumsgeschenk vielfach restlos in Alkohol umgesetzt wurde.

Seit langer Zeit ist nämlich das Mitbringen und Trinken von Brantwein auch während der Pausen durch die Unfallverhütungsvorschriften der Berufsgenossenschaften verboten. Ebenso dürfen ange-trunkene Personen die Betriebsstätte nicht betreten und dort nicht geduldet werden. Im Wege der Vereinbarung kann in der Arbeitsordnung auch das Mitbringen und Trinken von Bier verboten werden.

Nichts gegen den Alkoholgenuß zur rechten Stunde mit Maß und Ziel! Stellen Sie sich allein die Folgen vor, wenn in der Alkoholfrage die Werksleitungen weniger streng wären und unter Alkohol stehende Arbeitskollegen in den heutigen Verkehr gerieten, um nach Haus zu gelangen!

Der bekannte Arbeitshygieniker Koelsch sagt, daß der Alkohol zwar bei seiner Verbrennung gewisse Energien im Körper entwickelt und so als Ersatz verbrauchter Spannkraft dienen kann. Diesem sehr geringen Nutzen steht jedoch der schwerwiegende Nachteil gegenüber, daß Alkohol die Stoffwechselvorgänge im Zellinnern stört und nach einer flüchtigen Leistungssteigerung und Kraftempfindung bald eine Ermüdung und Leistungsminderung, schon nach etwa 20 Minuten nach Alkoholaufnahme, eintritt.

Sein Ausspruch ist: „Alkohol bei der Arbeit bedeutet Sand streuen in die Körpermaschine!“

Infolge der Wirkung auf das Zentralnervensystem fördert Alkohol die Unfallgefährdung. Koelsch meint, daß schon 0,5 pro mille als Blutwert Störungen der Tiefenschärfe und Dunkeladaption bewirken, 1 bis 1,5 pro mille einen mittelschweren Rausch mit Enthemmung und verlängerter Reaktionszeit, leichter Gleichgewichtsstörung und einem Hemmungs-

wegfall, 2 pro mille bereits einen starken Rauschzustand ergeben. 8 bis 10 Glas Bier ergeben etwa einen Blutalkoholwert von 1,5 pro mille, 1 Glas Brantwein ergibt einen Blutalkohol von 0,2 pro mille. Bei Jugendlichen und Nichtalkoholikern steigert sich die Alkoholwirkung. Es bedarf aber nicht erst eines Rausches, um der Unfallgefahr zu erliegen, wie einige Beispiele alkoholbedingter Arbeitsunfälle zeigen:

tödlicher Sturz vom Baugerüst bei 0,6 pro mille Blutalkohol,

tödlicher Fall durch offenen Schacht bei 0,6 pro mille Blutalkohol,

Verbrennung schwersten Grades bei 0,6 pro mille Blutalkohol.

Jeder Arbeitnehmer müßte sich allein schon deshalb des Alkohols während seiner Arbeit enthalten, weil ihm andernfalls schwere versicherungsrechtliche Nachteile erwachsen können. Nur wenn es sich um

betrieblich angesetzte und im Zusammenhang mit dem Betriebszweck stehende Feiern handelt, bleibt der Versicherungsschutz bestehen. Sonst aber besteht am Alkoholgenuß kein Betriebsinteresse. Deshalb ist z. B. die Unfallversicherung unterbrochen bzw. aufgehoben, wenn verbotener Alkoholgenuß als Ursache bei einem Unfall mitspricht, genauso, wenn ein Arbeiter eine Verbrennung infolge verbotenen Rauchens in einem feuergefährlichen Betrieb erleidet. Durch Alkohol enthemmte Personen gehören nicht in den Betrieb, sie gefährden sich und andere. Kein Vorgesetzter darf unzulässigen Alkoholgenuß dulden oder gar unterstützen. Selbst angetrunkene Leute müssen von der Arbeitsaufnahme abgehalten werden.

Es ist nicht verwunderlich, wenn der heutige Mensch, der nicht nur während seiner Arbeit voll angespannt ist, sondern sich auch außerhalb der betrieblichen Sphäre einer Nervenbelastung (Auto, Radio, Lärm)



Wussten Sie das schon?

1. Glas Bier →	0,1‰	0,0‰	Alkohol Promille			
2. Glas Bier →	0,2‰	0,1‰	0,0‰	im Blut		
3. Glas Bier →	0,3‰	0,2‰	0,1‰	0,0‰		
4. Glas Bier →	0,4‰	0,3‰	0,2‰	0,1‰	0,0‰	
5. Glas Bier →		0,7‰	0,7‰	0,6‰	0,5‰	
6. Glas Bier →		0,8‰	0,9‰	0,8‰	0,7‰	
7. Glas Bier →		0,9‰	1,1‰	1,0‰	0,9‰	
8. Glas Bier →		1,0‰	1,3‰	1,2‰	1,1‰	1,0‰
12. Glas Bier →			1,6‰	2,0‰	1,9‰	1,8‰

ausgesetzt sieht, zur Entspannung zum Alkohol greift. Wenn es sich dabei um ein Tun mit Maßen im geselligen Kreise handelt, wird niemand außer den grundsätzlichen Alkoholgegnern etwas einzuwenden haben. Aber im Betrieb, bei der Arbeit und auf dem Wege von und zur Arbeitsstätte muß der Alkohol verbannt werden. Es gibt genügend gute und preiswerte alkoholfreie Getränke, und vor allem die biologisch hochwertige Milch, die dem schaffenden Menschen über den Durst hinweghelfen können ohne nachteilige Folgen.

Betriebspsychologe Ben Esleben meinte:

Der halbe Liter in Ehren, aber...

Wäre bei uns im Kohlenpott die handfeste Männerrunde, das herzhafte Männerwort, gesprochen am blankgescheuerten Holztisch, überhaupt möglich, gäbe es kein Bier? Danken wir also dem sagenhaften niederländischen König Gambrinus, daß er jenen köstlichen Trank erfand, der uns etwas schwerblütige — böse Zungen sagen ja „sture“ — Ruhrgebietler so famos auflockert und dafür sorgt, daß die „Reden munter fortfließen“. Und glaubt es mir, die Erfahrung habe ich immer wieder gemacht, daß diejenigen unter uns, die einen regelmäßigen Stammtisch pflegen, im Betrieb oft die besten Kumpels sind, eben weil sie die Geselligkeit lieben. Aber wohlgermerkt, ich spreche hier von Stammtischlern und nicht von Trunkenbolden, die ohne Alkohol nicht leben können.

Also ist gegen das Bier doch nichts einzuwenden, wenn es doch so gute Eigenschaften haben kann. Warum verbietet man es denn am Arbeitsplatz, zumal in den Allgemeinen Unfallverhütungsvorschriften — die Eingeweihten wissen das natürlich — immer nur von einem Brannt-

weinverbot die Rede ist? Hoppla — und damit wären wir beim Thema:

Alkohol im Betrieb?

Aber zunächst noch einmal zurück zu den Unfallverhütungsvorschriften: Es bleibt jeder Unternehmensleitung unbenommen, durch eine Vereinbarung das erwähnte Branntweinverbot auf ein generelles Alkoholverbot zu erweitern. Und das ist bei uns auf der Hütte getan worden. In der Arbeitsordnung steht es deutlich: „Das Mitbringen von Alkohol in irgendeiner Form ist streng verboten!“ „In irgendeiner Form“ — das schließt ein „auch in Form von Blutalkohol“. Also auch die paar „Promillechen“ darf ich nicht mitbringen. Diese Auslegung ist keineswegs Haarspalterei. Es wäre müßig, hier nunmehr ein Streitgespräch darüber zu beginnen, welche Promillewerte zulässig sind und welche nicht. Das führt ja doch zu nichts. Aber eines muß jeder zugeben:

Alkohol im Blut ruft ganz bestimmte Wirkungen hervor. Dabei ist die Größe der Promillezahl gar nicht mal so entscheidend. Im Gegenteil, je höher der Promillewert ist, desto mehr körperliche Funktionen fallen aus. Den Trunkenen erkennt man schon am Gang, und der Volltrunkene ist kaum noch einsatzfähig. Eine „Bierleiche“ kann keinen Schaden mehr anrichten. Leute mit einem hohen Blutalkoholgehalt sind also leicht zu erkennen. Man kann sich auf sie einstellen und sich entsprechend verhalten.

Viel gefährlicher, um nicht zu sagen heimtückisch sind die niedrigen Promillezahlen, vor allen Dingen die, die weit unter 1,0 liegen. Bei einem so niedrigen Blutalkohol ist es durchaus möglich, daß die körperlichen Funktionen kaum behindert sind, und trotzdem ist gerade dieser Mann besonders gefährdet, weil ganz bestimmte

seelische Bereiche nicht mehr richtig funktionieren. Wir wollen uns diese heimtückische Wirkung des Alkohols einmal näher betrachten:

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust

Jawohl, zwei Seelen: Die eine zeigt sich nach außen hin in den Trieben und Instinkten. Sie ist auch dem Tier gemeinsam. Wir wollen sie deshalb die Primitivseele nennen. Die zweite Seele ist aber nur dem Menschen eigen. Sie ist fähig, zu sagen: „ich will, ich denke!“ Wir wollen sie kurz die Vernunftseele nennen. Diese Vernunftseele hat neben ihren eigentlichen Aufgaben auch eine ganz spezielle: Sie hat dafür zu sorgen, daß sich die Primitivseele nicht ungehindert austoben kann. Sie liegt, bildlich gesprochen, wie ein Hemmschuh vor den Trieben und hält diese in „vernünftigen“ Grenzen. Ein Mensch, der hemmungslos seinen Trieben nachgeht, ist eigentlich kein Mensch, zumindest kein brauchbarer, er gehört zu den Asozialen.

Leider Gottes ist aber diese Steuerung der Primitivtendenzen im Menschen sehr stör anfällig, vor allen Dingen aber sehr empfindlich gegen Alkohol. Schon sehr geringe Mengen Alkohol genügen, um sie außer Gefecht zu setzen. Menschen, bei denen diese Steuerung nicht mehr intakt ist, bezeichnet der Psychologe als „enthemmt“. Und nur auf Enthemmung ist es zurückzuführen, wenn sonst so vernünftige Männer auf einmal zu Amokfahrern werden, wenn sie tollkühn mit der Gefahr spielen, wenn sie plötzlich den Hang zum Artisten in sich entdecken. Darin liegen die größten Gefahren, die Alkoholgenuß am Arbeitsplatz — und sei es auch ein sehr mäßiger — mit sich bringt. Wie gesagt: Der „Besoffene“ ist schnell als solcher erkannt und „unschädlich“ gemacht. Die weitaus größere Gefahr für sich und andere liegt beim Enthemmen. Ist es jetzt klar, daß das strikte Alkoholverbot erforderlich ist?

Noch etwas zum Kapitel „Blutalkohol“

Es ist eine weitverbreitete Meinung, daß ein paar Stunden Schlaf das Beste sind und auch dazu ausreichen, um nach kräftigem Alkoholgenuß wieder ganz „in Form zu sein“. Nur ist es leider so, daß eine weite Verbreitung noch lange kein Beweis für die Richtigkeit ist. Werfen wir ruhig mal einen Blick auf die Tabelle. Erstaunlich, wie lange der Alkohol im Blute bleibt, was? Der Verbrennungsvorgang im menschlichen Körper — das ist die einzige Möglichkeit, um Alkohol und damit seine Wirkungen wieder herauszubringen — braucht eben seine Zeit, und ich kann ihn auch kaum wesentlich beschleunigen, weder

mit Kaffee noch mit anderen Mittelchen. Damit vernichte ich bestenfalls die „Fahne“, nicht aber den Blutalkohol. Das beste ist eben doch, nur dann „Prösterchen“ zu machen, wenn hinterher noch *lange genug* Zeit zum Ausruhen ist.

Na, lieber Leser, darf ich meine Frage noch einmal stellen: Alkohol im Betrieb? Mir ist die Antwort klar: Nein, nein und nochmals nein! In unser aller Interesse!

Auch der Jurist hat zum Thema „Alkohol im Betrieb“ etwas zu sagen

In Deutschland ist jeder Arbeitnehmer gegen Unfallfolgen versichert, und zwar bei seiner zuständigen Berufsgenossenschaft. Der Versicherungsschutz tritt aber nur dann ein, wenn ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der betrieblichen Tätigkeit und dem den Unfall herbeiführenden Ereignis besteht. Trinkt aber jemand während seiner Arbeitszeit Alkohol und ihm passiert dann ein Unfall so hat er keinen Anspruch auf den Versicherungsschutz; denn zwischen der Unfallursache „Alkoholeinfluß“ und der betrieblichen Tätigkeit des Unfallverletzten besteht kein ursächlicher Zusammenhang. Das ist ein einfacher logischer Schluß und beileibe keine juristische Spitzfindigkeit, die nur theoretischen Wert hat. Hier sind zwei Urteile aus der Praxis:

Ein Kalkablander beschafft sich eine Flasche Schnaps und trinkt sie während der Arbeitszeit aus. Zwei Tage später ist er erblindet, da der Schnaps aus Methylalkohol bereitet war. Der Unfallversicherungsschutz wird von der zuständigen Berufsgenossenschaft abgelehnt. Darüber kommt es zum Streit. Das Landessozialgericht entschied zuungunsten des Erblindeten. Unter anderem auch aus folgenden Gründen:

„Der Kläger war nicht versichert, als er während der Arbeitszeit Alkohol zu sich nahm. Es fehlte nämlich der ursächliche Zusammenhang zwischen dem Trunk und der betrieblichen Tätigkeit des Klägers. Daran, daß der Kläger während des Kalkabladers trank, besteht an sich durchaus ein betriebliches Interesse, weil dadurch die Arbeitskraft erhalten wurde. Daran aber, daß der Kläger gerade Alkohol trank, hätte der Betrieb nicht das geringste Interesse. Die Tatsache, daß der Kläger sich an jenem Tage mit dem Trinken von Selterswasser nicht zufriedengab, beweist die Auffassung des Senats, daß nicht die Erhaltung der Arbeitskraft, sondern der Genußzweck im Vordergrund seiner Überlegungen stand.“

Im zweiten Falle stand der Beifahrer eines Langholzfuhrwerkes unter starkem Alkoholeinfluß, als er im Schläfe von seinem Beifahrersitz fiel und vom Anhänger tödlich verletzt wurde. Die Rentenansprüche

der Witwe wurden abgewiesen. Im nachfolgenden Rechtsstreit vor dem Sozialgericht machte die Klägerin geltend, der Unfall sei deswegen eingetreten, weil der Beifahrersitz nicht genügend gesichert gewesen sei. Die Klage wurde abgewiesen. Unter anderem auch aus folgenden Gründen:

„Zum Zeitpunkt des Unfalles war eine Lösung von der versicherten Tätigkeit eingetreten mit der Wirkung, daß der Versicherungsschutz entfiel. Der Verstorbene ist nach Überzeugung der Kammer nicht wegen der angeblich fehlenden Sicherheitsvorrichtung am Beifahrersitz von der Zugmaschine gefallen, sondern weil er, bedingt durch den übermäßigen Alkoholgenuß und die dadurch verursachte Übermüdung, eingeschlafen war und deshalb der Bewegungen seines Körpers nicht mehr Herr war. Nach alledem ist die Kammer zu dem Ergebnis gelangt, daß der Verstorbene den Unfall zu einem Zeitpunkt erlitten hat, als der für die Anerkennung eines Entschädigungsanspruches unerläßliche Zusammenhang mit der ver-

sicherten Tätigkeit infolge übermäßigen Alkoholgenußes und einer Übermüdung, die überwiegend auf betriebsfremden Ursachen beruhte, bereits gelöst war. Deshalb konnte der Annahme, daß er einer erhöhten Betriebsgefahr — fehlende Sicherheitsvorrichtungen — erlegen sei, keine entscheidende Bedeutung mehr zukommen.“

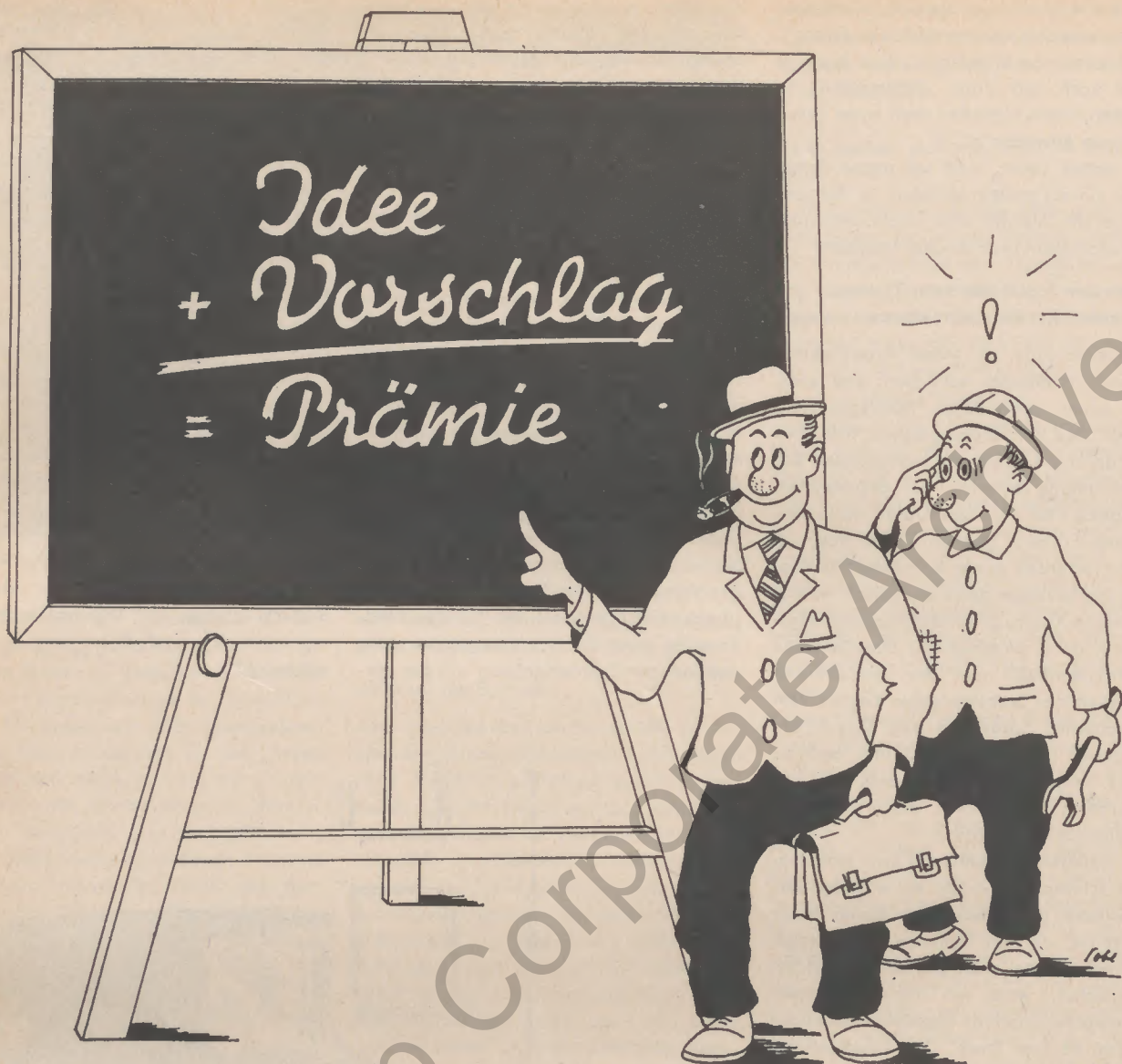
Ja, und dann fällt mir hier noch eine interessante Zeitungsnotiz in die Hände. „Die Welt“ schreibt am 17. Juli 1959:

„Bei Verletzungen oder Erkrankungen, die als Folge von Trunkenheit auftreten, wollen die Krankenkassen künftig nicht mehr die Kosten für einen Krankenhausaufenthalt übernehmen. Zu dieser Maßnahme haben sich jetzt zahlreiche Krankenkassen entschlossen.“

Darf ich zum Schluß noch mal eine Frage stellen:

„Lohnt es sich eigentlich für den kurzen Genuß, den mir die Flasche Bier oder der Schluck Schnaps am Arbeitsplatz im Moment bietet, soviel Risiko auf mich zu nehmen?“





diese Rechnung geht immer auf!

Und es sind viele, für die die Rechnung glatt und mit klingender Münze aufging. Allein in seiner letzten Sitzung fand der Verbesserungsausschuß — paritätisch zusammengesetzt aus Betriebsleitern und Betriebsratsmitgliedern — 74 Vorschläge für gut. Zusammenarbeit ist auch hier erfolgreich: An acht Vorschlägen haben zwei, an einem Vorschlag sogar drei Kollegen gearbeitet. Fünf Mitarbeiter waren mit zwei, je einer mit drei, vier

und sogar sechs Verbesserungsvorschlägen vertreten. 1060 DM wurden an Anerkennungen — Beträge bis 40 DM — ausgezahlt. Die Summe an Prämien — Beträge von 50 DM an — beträgt 4460 DM. Den diesmaligen Höchstbetrag — es sind wahrlich schon höhere Beträge erzielt worden — erreichte ein Mitarbeiter, dem 500 DM ausgezahlt wurden. Das ist ein schöner Batzen Geld „nebenbei“.

Und wo bleibt dein Verbesserungsvorschlag? Überall, in jedem Betrieb, an jedem Eingang hängen unsere Briefkästen.

**Die Anschrift:
Dipl.-Ing. Sondermann,
Kaliberwalzwerke.**

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Heinrich Becker, Maschinenabteilung
Hochofen: Die vorgeschlagene fahrbare
Montagebühne für den Reparaturplatz
Erzverladebrücke ist bereits in Betrieb
und hat sich gut bewährt. Hierdurch wer-
den Unfälle durch Abrutschen der Leitern
usw. vermieden. Außerdem können die
Reparaturarbeiten schneller durchgeführt
werden.

Gerhard Köhler, Breitbandwalzwerk: Der
Vorschlag über die Anbringung eines
Rückschlagventils an den Spülluftleitun-
gen der Kiesfilteranlage für Elektro-
Gichtgasreinigung ist gut. Hierdurch wird
vermieden, daß wie bisher Spülwasser in
die Windleitungen für den Hochofen V
gelangen.

Heinz Krusem, Elektrotechnische Abtei-
lung: Die vorgeschlagene Änderung am
Endschalter des Vorstoßes vor dem Stoß-
ofen in Walzwerk IX hat die Störanfäl-
ligkeit dieser Einrichtung gemindert. Der
Walzbetrieb kann jetzt durch die früher
gelegentlich aufgetretenen Fehler an die-
ser Anlage nicht mehr gestört werden.

Alfred Ficht, Walzwerk III: Durch die
Verlegung der Oberbrenner am Feuer 5
der Tiefofenanlage Walzwerk III wird
die Betriebssicherheit und die Fahrweise
des Feuers günstig beeinflusst, d. h.
die Gruben werden jetzt gleichmäßig
warm und können besser ausgenutzt
werden.

Jubilare Mai 1960

50

STEPHAN PUTAS
MA Stahlwerke
AUGUST WIECHMANN
Thomaswerk
FRITZ MÜLLER
Bauhof
MAX ZIEGLER
MA Hochofen

40

JOSEF KÜHN
Eisenbahnbetrieb
WALTER DIEHL
MA Stockheide
LUDWIG DITTMAR
Steinfabrik
ALFRED SCHREIBER
Lagerwirtschaft
EMIL ZILLGITT
Gleisbau
KASPAR JÖRES
Mechn. Werkstatt
AUGUST OSTHUS
Mechn. Werkstatt
KARL GÖTTLICHER
Eisenbahnbetrieb
KARL GRABE
Kaltwalzwerk
WILHELM PICKARDT
Kaltwalzwerk
WALTER WOLF
Mechn. Werkstatt
KARL REMANE
MA Stahlwerke
KARL BOHNAU
Versuchsbetriebe
KONSTANTIN NELKE
Hochofen
WILHELM ALEXANDER
Elektrotechnische Abteilung

25

GEORG GADECKE
Kaltwalzwerk
HERMANN JORDENS
Elektrotechnische Abteilung
ARTUR BRENSCHIEDT
Kaliberwalzwerk
JOHANN GREIFENBERG
Werksaufsicht
AUGUST NOWAK
Allgemeiner Fahrbetrieb
WILHELM SINAGOWITZ
Hochofen
WILLY BALS
Verbandsstuben
HANS KIESEL
Betriebswirtschaft
KLARE KROLL
Gästehaus

Verdienstvolle Mitarbeiter

Fritz Siefert, Steinfabrik: Beim Aus- und
Einbau der Walzen an der Maxicon-
Mühle stehen die Lagerkörbe unter star-
kem Federdruck, der schlecht zu regu-
lieren ist, ohne Schäden an den Dichtun-
gen zu verursachen. Für diese Reparatur-
arbeiten war kein Spezialwerkzeug vor-
handen. Durch die Verbesserung ist es
möglich, den Federdruck zu regulieren,
so daß das Ein- und Ausbauen der Wal-
zen jetzt erleichtert wird.

Alfons Marcinkowski, Schlosserei Fein-
eisenstraße IX: Durch Umänderung der
Halteböcke für die Scherenrinnen ist jetzt
vor den Rinnen so viel Platz, daß die
Stäbe sich nicht mehr stoßen können und
Schrott werden. Ebenso kann das Aus-
richten der Rinnen jetzt schneller erfol-
gen, so daß die dadurch früher bedingten
Betriebsstörungen jetzt fortfallen.

Herbert Engwer, Maschinenabteilung
Hochofen: Das Anfertigen eines Spann-
ringes für den herausstehenden Teil einer
langen Welle, die aus der Drehbank
herausragt, ist gut. Es hat sich immer
wieder gezeigt, daß des öfteren die Holz-
keile herausgefallen sind und dadurch die
Welle ins Schleudern geriet. Die Maschine
mußte dann stillgesetzt und die Welle
neu verkeilt werden. Bei dem jetzigen
Ring, der mit vier Schrauben versehen
ist, ist das nicht mehr möglich.

Die Betriebskrankenkasse teilt mit:

Kassenzulassungen von Ärzten

Wie schon aus der Tagespresse zu entnehmen war, hat das Bundesverfassungsgericht am 23. März 1960 entschieden, daß die Bestimmungen des geltenden Zulassungsrechts für Ärzte, soweit sie die Verhältniszahl (je 500 Mitglieder ein Arzt) betreffen, mit dem Grundgesetz, das in Artikel 12 das Recht der freien Berufswahl garantiert, nicht zu vereinbaren sind.

Das bedeutet aber nicht, daß damit alle niedergelassenen Ärzte als zur Kassenpraxis zugelassen gelten. Der Herr Arbeits- und Sozialminister des Landes Nordrhein-Westfalen weist darauf hin, daß auch nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts die Zulassung eines Arztes zur Kassenpraxis zweifelsfrei noch der Prüfung gewisser Voraussetzungen durch den Zulassungsausschuß und eines entsprechenden Beschlusses bedarf. Solange der einzelne Arzt nicht im Besitz einer Ausfertigung des Zulassungsbeschlusses ist, ist er — abgesehen von Notfällen — nicht berechtigt, an der kassenärztlichen Versorgung und damit an der Verteilung der Gesamtvergütung teilzunehmen. Etwa von ihm ausgestellte Bescheinigungen zur Erlangung von Kassenleistungen gelten nicht als kassenärztliche Bescheinigungen.

Neuzulassungen werden jeweils in der gewohnten Weise bekanntgegeben.

Das Hobby als Waffe gegen den Pensionierungstod

„Alt werden heißt reif werden. Es ist erschreckend, zu sehen, wie wenige Menschen dies heute noch können“, schreibt ein bekannter Professor der Medizin in einem Aufsatz in Heft 24 der „Umschau in Wissenschaft und Technik“. — Diese Feststellung ist durchaus keine philosophische Betrachtung, sondern eher die Diagnose einer ernsten Erkrankung. Die Ärzte sprechen vom „Pensionierungstod“ und meinen damit die Todesfälle, die darauf zurückzuführen sind, daß Beamte nach ihrer Pensionierung schneller sterben als der Durchschnitt der übrigen Bevölkerung. Die Pensionierung bedeutet für den, der nur im Beruf eine sinnvolle Lebenserfüllung findet, eine solche Umstellung, daß dadurch einer organischen Erkrankung Vorschub geleistet wird. Ein Beweis für diese Tatsache mag das Schicksal von 63 Beamten sein, die 1946 aus politischen Gründen entlassen wurden. Obwohl sie größtenteils noch im

Wir kommentieren und glossieren

Schönes Wetter heute

Eigentlich sollte jeden Tag die Sonne scheinen. Die Landwirte, Ernährungswissenschaftler, Schirmfabrikanten und Regenmäntelgeschäfte würden zwar äußerst energisch gegen diese klimatische Einrichtung protestieren — für den normalen Mitteleuropäer jedoch wäre es nach den letzten sommerlichen Regenperioden einfach wundervoll. Man stelle sich nur vor: ewig lachender blauer Himmel, strahlende Sonne — wie schön, wie heiter wäre dann das Leben! Der Reiseverkehr nach Italien und Spanien würde rapide sinken.

Aber Spaß beiseite. Ist es doch allgemein bekannt, daß der Mensch je nach seiner Veranlagung mehr oder weniger von Witterungseinflüssen abhängig ist. Das Klima wirkt sich auf Körper und Seele aus und formt bis zu einem gewissen Grad Laune und Gemüt.

Das ist aber keine Entschuldigung. Besonders nicht für Miesepeter und Heulsusen. Und erst recht nicht für das Verhalten im Umgang mit anderen Personen. Denn in der Familie, im Freundeskreis oder Betrieb, da gibt es auch ein Klima. Und das hängt nicht nur vom Wetter ab. Diese Atmosphäre, in der man lebt, setzt sich zusammen aus dem,

was man an „Stimmung“ ausstrahlt.

Wer kennt nicht das eise oder düstere Gesicht des Chefs, das schon am frühen Morgen Vorbote und Barometer für kommende Gewitter ist? Wer weiß nicht um die „dicke Luft“, die dann schwer wie Blei auf allen Mitarbeitern liegt und jede Arbeitsfreude lähmt? Und wer kennt nicht jene nervöse Gereiztheit, die spannungsgeladen wie elektrischer Strom von Kollege zu Kollege zuckt, wenn einer nur damit anfängt, seine schlechte Laune im Büro, in der Werkstatt auszulassen?

Sicher, jeder hat heute sein Bündel an Kummer und Sorgen zu tragen, und nicht immer ist man — aus mancherlei Gründen — gleich gut aufgelegt. Aber muß man das unbedingt im Dienst, im Geschäft zeigen und spüren lassen und an den anderen abregieren? Im Betrieb, da gibt es doch schon Probleme genug!

Mehr als ein Drittel, fast jeden Tag seines Lebens, verbringt man auf der Arbeitsstelle. Grund genug, um sich zu überlegen, diese Zeit so ruhig, so ausgeglichen wie nur möglich zu gestalten. Warum sich und seinen Kollegen das Leben unnötig schwer machen? Ein wenig Verständnis, ein bißchen Beherrschung, ein Schuß Rücksichtnahme, eine Prise Humor und eine kleine Portion guten Willen, das ist das Rezept, das allen zugute kommt: einem selbst, den Mitarbeitern und dem Betrieb. Dann scheint die Sonne wirklich, und alles geht leichter und besser von der Hand. Dann herrscht das Klima, das man braucht, um sich wohl zu fühlen. Dann macht die Arbeit Freude, und man sagt fröhlich jeden Tag — selbst wenn es draußen stürmt und regnet —: „Schönes Wetter heute!“

Statistik: Ab 22 Uhr wird's gefährlich!

Werden wir viel braver sein als die Amerikaner? Und weshalb soll man nicht auch darüber sprechen. Wir müssen ja nicht immer an dieser Stelle todernste Themen behandeln. Und ist dieses Thema etwa nicht ernst?

Ein Institut in New York befragte Zehntausende amerikanischer Frauen aller Berufe, Altersklassen und Schichten, wann und wie sie ihre ersten Liebesabenteuer erlebten. Vom ersten Stelldichein bis zum Heiratsantrag.

Die erste Frage lautete: „In welchem Alter hatten Sie Ihr erstes Rendezvous?“ Die Antwort dürfte etwas überraschen. 80 Prozent der Befragten brachten das bereits vor ihrem 16. Lebensjahr hinter sich. 7 Prozent gar schon mit 12 Jahren.

„Wurden Sie bei Ihrem ersten Rendezvous geküßt?“, so lautete die zweite Frage. Alle antworteten eindeutig mit Ja! — aber nur bis zum 17. Jahre. Später gibt es anscheinend Hemmungen. Ab 18 Jahre ließen sich nur noch 80 Prozent sofort küssen.

Dann fragte man weiter: „Wann erhielten Sie Ihren ersten Heiratsantrag?“ Als günstigstes Alter siegte das 18. Lebensjahr. Um das 22. Jahr gab es seltsamerweise nur 3 Prozent ernstgemeinte Anträge. Später steigt die Kurve wieder an.

Wie nicht anders zu erwarten, beantworteten die meisten die Frage: „Wo wurde der erste Heiratsantrag gemacht?“ mit zwei Worten: „Im Auto!“

Nun folgte die Frage nach der günstigsten Jahreszeit des ersten Antrages. Am schlechtesten schnitt der Herbst ab: nur knapp 7 Prozent der Männer wagten bei Nebel und Wind von ewiger Liebe zu sprechen. Sommer und Winter halten sich ungefähr die Waage. Ganz großer Sieger war natürlich der Frühling.

Es ist bekannt, daß in der Zeit von 22 Uhr bis 2 Uhr die meisten Menschen sterben. Um die gleiche Zeit lispelten auch 60 Prozent verliebter Männer: „Willst du die Meine werden?“ Beliebt ist jedoch auch die Mittagszeit. Wenn also eine Tochter nach 2 Uhr nachts nicht nach Hause kommt, besteht wenig Hoffnung, daß sie als Braut heimkehrt.

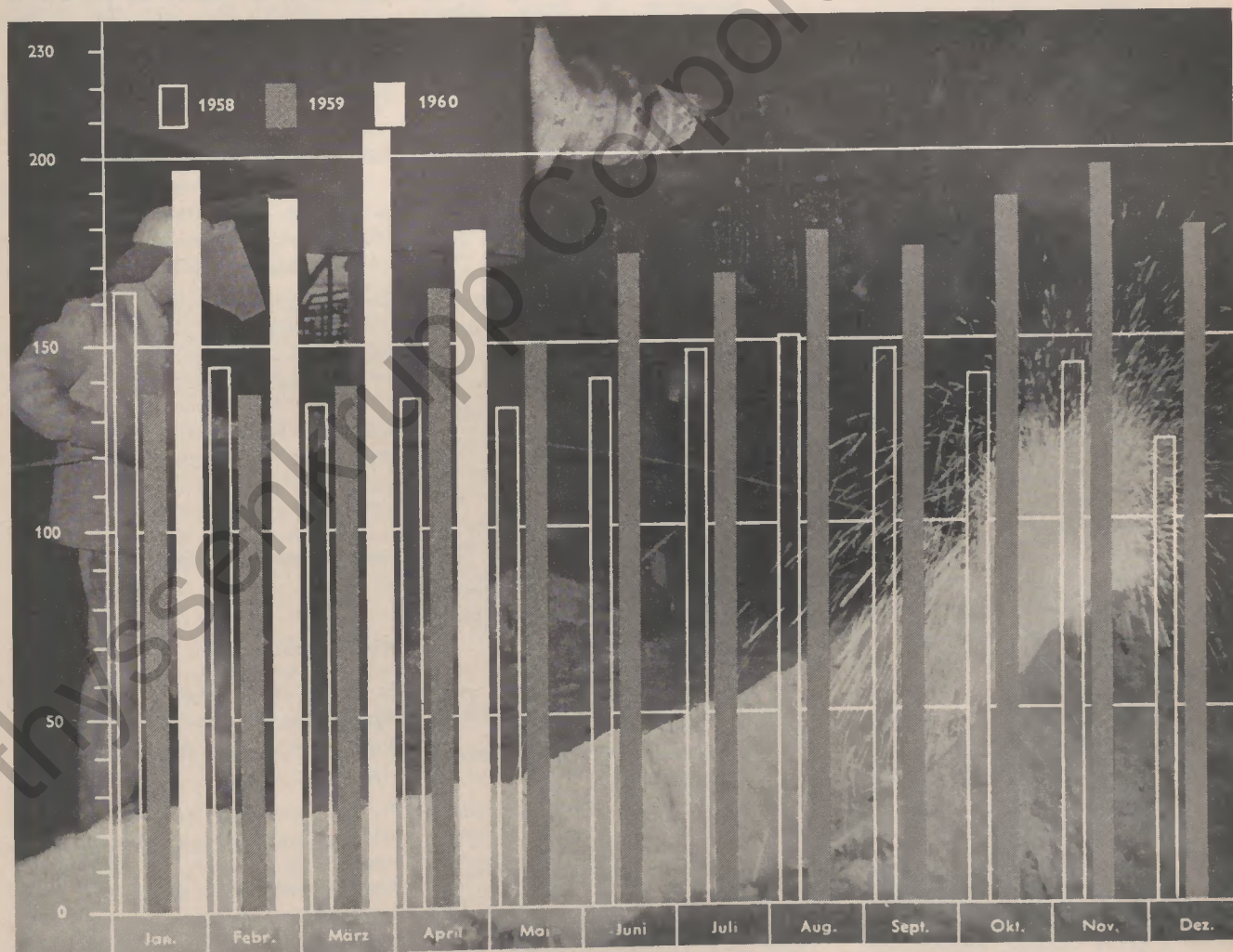
Interessant dürfte auch sein, wie groß die Zahl derjenigen war, bevor die Holde endlich ja sagte. 45 Prozent der Frauen wurden nur einmal gefragt — sie sagten also sofort ja. Nach drei Angeboten wurden die Chancen erheblich geringer.

Die letzte und heikelste Frage lautete: „Hatten Sie unplatonische Abenteuer vor der Ehe?“ Hier rechnete man von vornherein mit kleinen Mogeleyen. Dennoch gaben 75 Prozent offen zu: „Natürlich!“

Ob den Moralisten aller Gattungen hierauf kalte Schauer den Rücken hinunterliefen, konnte statistisch nicht erfaßt werden.

mittleren Lebensalter waren, ist die Mehrzahl von ihnen während der folgenden fünf Jahre gestorben. (Das trifft übrigens auch auf jene Beamte zu, die nach 1933 aus politischen Gründen vorzeitig entlassen wurden. Von ihnen starben unverhältnismäßig viele innerhalb der ersten zwei Jahre. D. Red.) Die Todesursachen sind die „normalen“: Herzinfarkt, Schlaganfall usw. Abhilfe kann hier nach Ansicht der Ärzte nur das Hobby schaffen. Denn wer neben seiner Berufstätigkeit noch an einer kleinen Liebhaberei Freude findet, wird auch imstande sein, seinen Lebensabend zufrieden und mit Muße zu genießen. Interessant und sozusagen ein Gegenbeweis sind Untersuchungen an Polizeibeamten, die bereits mit 60 Jahren pensioniert werden. Sie nehmen in diesem Alter meist noch einen neuen Beruf an und sterben — ebenso wie Frauen, z. B. Lehrerinnen — nicht den „Pensionierungstod“.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1958 = 141 635 t
Monatsdurchschnitt 1959 = 164 207 t

Nachkriegshöchsterzeugung März 1960 = 208 500 t

Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536 t



Wohnungs- Tausch



Biete: 2 Zimmer, 28 qm, mit Bad, Neubau, werksgeb. Wohnung, III. Etage, Miete 45,— DM

Suche: 2—2½ Zimmer mit Bad, I. oder II. Etage, Miete bis 60,— DM (743)

Biete: 2½ Zimmer, 58 qm, mit Bad, werksgeb. Wohnung, III. Etage, Neubau, Miete 72,— DM

Suche: 3½ Zimmer, Miete bis 85,— DM (744)

Biete: 3 Zimmer, 49 qm, mit Bad und Abstellraum, werksgeb. Wohnung, Neubau, Parterre, Miete 50,— DM

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Privatwohnung, Miete bis 60,— DM (745)

Biete: 3 Zimmer, 54 qm, mit Bad und Balkon, IV. Etage, werksgeb. Wohnung, Neubau, Miete 71,— DM

Suche: 2—3 Zimmer, mögl. mit Bad, Privatwohnung, I. oder II. Etage, Miete bis 75,— DM (746)

Biete: 2½ Zimmer, 40 qm, mit Bad und Abstellraum, Balkon, Neubau, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 82,— DM, in Wickede

Suche: 2 Zimmer, Miete bis 50,— DM (747)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, abgeschlossen, mit Balkon, Privatwohnung, Altbau, Miete 43,— DM

Suche: 3½ Zimmer mit Bad, auch am Stadtrand, Miete bis 90,— DM (748)

Biete: 2½ Zimmer, werksgeb. Wohnung, Miete 33,— DM (nur für kinderl. Ehepaar)

Suche: 2½—3 Zimmer in Lüdinghausen-Stadt, auch Neubau (749)

Biete: 2 Zimmer, 35 qm, mit Bad und Balkon, Werkswohnung, Neubau, Miete 35,— DM

Suche: 2½ Zimmer, Werkswohnung, Werksnähe, Miete bis 70,— DM (750)

Biete: 3 Zimmer, 72 qm, mit Bad, Neubau, Privatwohnung, Miete 110,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer mit Bad, am Stadtrand, Miete bis 100,— DM (751)

Biete: 2½ Zimmer, 46 qm, mit Bad, werksgeb. Wohnung, mit Fernheizung, Miete 79,— DM

Suche: 3½ Zimmer, mit Bad, auch am Stadtrand, Miete bis 120,— DM (752)

Biete: 3 Zimmer, 70 qm, mit nicht einger. Bad, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 56,— DM

Suche: 2 große Zimmer, abgeschlossen, I. Etage Bedingung, Miete bis 50,— DM (753)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, Altbau, Werkswohnung, Miete 26,— DM

Suche: 3 Zimmer, Altbau, Miete bis 60,— DM (754)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, II. Etage, Altbau, Privatwohnung, Werksnähe, Miete 48,— DM

Suche: 2½—3 Zimmer am Stadtrand, Miete bis 60,— DM (755)

Biete: 3 Zimmer, 55 qm, mit Bad, I. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 60,— DM

Suche: 3½—4 Zimmer, evtl. mit Garten, Neubau, außerhalb Dortmunds, Miete bis 90,— DM (756)

Biete: 2 Zimmer, 39 qm, abgeschlossen, Privatwohnung, III. Etage, Altbau, Miete bis 30,— DM

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 65,— DM (757)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, mit Kochnische, Mansarden, II. Etage, Altbau, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 14,— DM

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM (758)

Biete: 2 Zimmer, 42 qm, mit Kochnische, Balkon und Toilette, Altbau, I. Etage, Privatwohnung, in Bövinghausen, Miete 32,— DM

Suche: 3 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 70,— DM (759)

Biete: 2 Zimmer, 35 qm, abgeschlossen, I. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 40,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer, Miete bis 60,— DM (760)

Biete: 3½ Zimmer, 52 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 63,— DM

Suche: 3—4 Zimmer, mit Bad, Miete bis 65,— DM (761)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Brausebad, Privatwohnung, Parterre, in Hombruch, Miete 37,— DM

Suche: gleichwertige Privatwohnung, Miete bis 80,— DM (762)

Biete: 3 Zimmer, abgeschlossen, mit Brausebad, III. Etage, Altbau, Miete 45,— DM

Suche: 3½ Zimmer, im Osten Dortmunds, Miete bis 100,— DM (763)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, Altbau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 39,— DM

Suche: 2—3 Zimmer, außerhalb Dortmunds, evtl. Selm/Bork, Miete bis 50,— DM (764)

Biete: 2 Zimmer, 25 qm, abgeschlossen, mit Toilette und Speisekammer, Altbau, Parterre, Werkswohnung, Miete 24,— DM

Suche: 2—3 Zimmer, Privatwohnung, Miete bis 50,— DM (765)

Biete: 3 Mansarden, abgeschlossen, Privatwohnung, Altbau, Miete 41,— DM

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, Parterre oder I. Etage, mögl. Hombruch/Barop, Miete bis 55,— DM (766)

Biete: 2½ Zimmer, 45 qm, mit Bad, Neubau, Werksnähe, Privatwohnung, Miete 44,— DM

Suche: 3 Zimmer, möglichst südlicher Vorort, Miete bis 60,— DM (767)

Biete: 2½ Zimmer, 48 qm, mit nicht einger. Bad, Parterre, Privatwohnung, Miete 50,— DM

Suche: 2½—3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 60,— DM (768)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, mit Bad, Werkswohnung, III. Etage, Miete 55,— DM

Suche: 4—4½ Zimmer mit Bad, Miete bis 100,— DM (769)

Biete: 2 große Mansarden, 34 qm, mit kleinem Flur, Gas- und Wasseranschluss, Werksnähe, Miete 28,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 60,— DM (770)

Biete: 3 Zimmer mit Balkon, große Räume, IV. Etage, Miete 34,— DM (nur für Kaiserstuhl-Angehörige)

Suche: 3—4 Zimmer, möglichst Werksnähe, Miete bis 50,— DM (771)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit nicht einger. Bad, Miete 43,— DM

Suche: 3½—4 Zimmer, mögl. Werksnähe, Miete bis 60,— DM (772)

Anfragen: Pressestelle, Eberhardstr. 23, Werksruf 4116 (Frl. Ottensmeyer)

Wohnungsausschuß

Es wurde für notwendig erachtet, den Wohnungsausschuß neu zu besetzen. Dieser Ausschuß setzt sich nunmehr wie folgt zusammen:

Für die Verwaltung: Arbeitsdirektor Hölskamp (im Verhinderungsfalle: Direktionsassistent Schäfer), Werksfürsorgerin Fräulein Winkhaus, Betriebschef Dipl.-Ing. Jensen.

Für die Betriebsvertretung: die Betriebsratsmitglieder Hermann Hoffmann, Walter Jendhoff, Walter Adelt.



Blick in die Presse

Hunger eine Folge der Übervölkerung?

Ist der Hunger in Ländern, wie zum Beispiel Indien, nicht auf die Übervölkerung zurückzuführen, und wie kann man diesem Übelstand steuern? De Castro gibt eine überraschende Antwort: Nicht die Übervölkerung verursacht die Hungersnöte, sondern umgekehrt sind Hungersnöte die Ursache von Übervölkerung. Gerade China, Indien und Japan, die drei Länder, die als Beispiel zu großer Bevölkerungsdichte gelten, haben gezeigt, daß ihre Bevölkerungsziffer um so mehr anstieg, je mehr sie von Hungersnöten heimgesucht wurden. — Diese Tatsache mag paradox erscheinen. De Castro zeigt aber auch die Erklärung: In seinen sexuellen Wirkungen arbeitet der chronische, spezifische oder latente Hunger völlig verschieden vom akuten Verhungern. Vom Verhungern weiß man, daß es die Libido (Begierde, Trieb) herabsetzt; Gruppen von Menschen, die einer dauernden Unterernährung unterworfen werden, erscheinen dagegen sexuell stimuliert... Sie zeigen ein bestimmtes Anwachsen der Fertilität (Fruchtbarkeit) gegenüber den weniger schlecht ernährten... An Hand einer Statistik, die vierzehn Länder umfaßt..., weist er nach, daß, je höher der Je-Kopf-Verbrauch einer Nation an tierischem Protein, vor allem auch in Form von Milchprodukten und Eiern, ist, desto tiefer sinkt die Geburtenziffer. Als Beispiel mögen die beiden Extreme der Skala dienen: Formosa weist bei einem täglichen Proteinverbrauch von 4,7 Gramm eine Geburtenziffer von 45,6 auf, das ist eine dreimal so hohe Zahl wie Schweden mit einer Geburtenziffer von nur 15,0 bei einem Proteinverbrauch von 62,6 Gramm. — Nimmt man noch die bekannte Tatsache hinzu, daß auch primitiv beengte Wohnverhältnisse den sexuellen Anreiz verstärken, so versteht man, warum Armut und Hunger geradezu den Bevölkerungszuwachs fördern. („Geist und Tat“)

„Die Lawine der Staatsausgaben“

Es ist fast unglaublich und doch wahr: Von jeder Mark, die wir durch unsere Arbeit verdienen, nimmt uns die öffentliche Hand 40 Pfennig wieder weg. Das merken die meisten gar nicht, weil ihnen

die indirekten Steuern nicht bewußt werden, die sie mit jeder Zigarette, mit jeder Tasse Kaffee, mit jedem Liter Benzin, ja, bei jedem Einkauf bezahlen, bei dem der Verbraucher schließlich die ganze kumulierte Umsatzsteuer zu entrichten hat, die in dem Endpreis jeder Ware steckt. So kommt es, daß von den zwölf Monaten eines Jahres die Bevölkerung fast fünf Monate ausschließlich dafür arbeitet, die Ausgaben von Bund, Ländern, Gemeinden und die Beiträge für die Sozialversicherung zu bezahlen. Staatssekretär Professor Hettlage vom Bundesfinanzministerium hat erst jüngst bestätigt, daß die öffentlichen Haushalte einschließlich der Sozialversicherung im Jahre 1960 insgesamt 104 Milliarden Mark verschlingen werden. Und das sind eben 40 Prozent des gesamten Sozialprodukts... Die tatsächlichen Ausgaben im Jahre 1960 werden wahrscheinlich noch höher sein, als heute vorausgesetzt wird, denn die Lawine der Staatsausgaben rollt weiter. Sie begräbt alle guten Vorsätze und Versprechungen der Minister und alles Gerede von einer Förderung privater Vermögensbildung „auf breiter Front“.

(Süddeutsche Zeitung)

Hunger und Krankheit

Von 1000 Kindern sterben in einem Jahr in Schweden 20, in Großbritannien 31, in Frankreich 47, in Bolivien 230, im schwarzen Afrika 350, in Saigon 353, in einigen Städten Brasiliens 450. In Westafrika sterben bis zu 45 v. H. der Kinder unter 15 Jahren. Der hohen Kindersterblichkeit entspricht die Lebenserwartung der unterentwickelten Länder. Das durchschnittliche Lebensalter beträgt in Norwegen 73 Jahre, in der Bundesrepublik 66 Jahre, in Formosa 56, in Chile 52, in China 43, in Ägypten 33, in Indien 30. Ähnlich ist es mit der ärztlichen Hilfe: Ein Arzt kommt in den Vereinigten Staaten auf 800 Einwohner, in Frankreich auf 1600, in Syrien auf 5000, in Ceylon auf 12000, in Marokko auf 15000, in Westafrika auf 34000, in Indien auf 100000, in Äthiopien auf 175000...

(Neue Ruhr-Zeitung)

Weniger Kranke durch Schallschutz

Geistig arbeitenden Menschen macht der wechselhafte, unberechenbare Lärm am meisten zu schaffen. Ihre Konzentrationsfähigkeit wird beeinflusst, ihre Denkfähigkeit läßt nach. Eine amerikanische Versicherungsgesellschaft ließ einmal zwei Gruppen von Büroangestellten ein Jahr lang unter gleichen Bedingungen arbeiten. Der einzige Unterschied bestand darin, daß der eine Raum durch schalldämp-

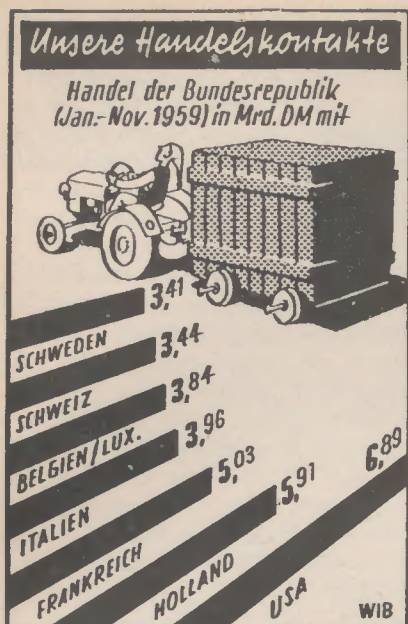
fende Wandverkleidungen vom Straßenlärm fast völlig abgeschirmt war. Das Ergebnis: In dem ruhigen Raum wurden um 29 Prozent weniger Tipp- und um 52 Prozent weniger Rechenfehler gemacht; der Rückgang des Arbeitsausfalls infolge von Krankheit betrug 37 Prozent.

Empfindlich betroffen von den Wirkungen des Lärms werden die Krankenhäuser. Die Tatsache, daß sich der Verkehrslärm in den Städten gegenüber der Vorkriegszeit fast verdoppelt hat, wiegt hier besonders schwer. Nach Aussagen von rund 2000 Krankenhaus-Chefärzten, die sich auf eine Umfrage des Deutschen Arbeitsringes für Lärmbekämpfung äußerten, werden heute über 65 Prozent der deutschen Krankenanstalten „ganz erheblich“ von dem zunehmenden Lärm belästigt. Die Leidtragenden sind in erster Linie Herz- und Kreislauferkrankte sowie Operierte. In einigen Fällen klagen die Ärzte sogar darüber, daß es schwerfiele, Herz und Lunge der Patienten mit der erforderlichen Genauigkeit abzuhören. („Die Zeit“)

„... auf den Rücken der Kinder“

Nach... Ermittlungen (der „Internationalen Familienunion“) aus dem Jahre 1955 braucht ein kinderloses Ehepaar in der Bundesrepublik mindestens 273,34 DM im Monat, um menschenwürdig leben zu können. Die Kosten für Ernährung, Erziehung und Ausbildung eines bundesdeutschen Kindes hat die Weltfamilien-Organisation statistisch mit 99,40 DM je Monat veranschlagt... Das Existenzminimum für ein Kind vom ersten bis zum 18. Lebensjahr haben die Fürsorgern mit einem monatlichen Durchschnittssatz von 80 DM errechnet. In einem ganzen derartigen Kinderleben gibt es etwa so viel Spielzeug, wie ein glücklicheres, aber nicht besonders verwöhntes Kind an einem einzigen Weihnachtsabend bekommt. Tierfreunde veranschlagen übrigens die monatlichen Mindestkosten für einen Pudel auf 45 bis 50 DM. Eine geheimgehaltene Denkschrift des Bundesfamilienministers regt nun in aller Bescheidenheit an, Staat und Gesellschaft der Bundesrepublik möchten doch dafür sorgen, daß für die Kinder hart arbeitender Väter zumindest der monatliche Fürsorgersatz garantiert wird. Es ist ein einfaches Rechenexempel, daß viele Arbeiter und Angestellte mit nur zwei Kindern das Existenzminimum für ihre Söhne und Töchter nicht aufbringen können, das die Fürsorge verteilt, „um eine nichtarbeitende Person am Leben zu erhalten“.

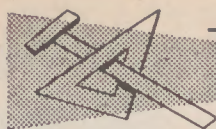
(Neue Ruhr-Zeitung)



Der deutsche Außenhandel konnte auch im vergangenen Jahr wieder erheblich gesteigert werden. Mit einer Ausfuhr im Wert von 41,2 Mrd. DM und einer Einfuhr von 35,1 Mrd. DM wurde ein Außenhandelsüberschuß von mehr als 6 Mrd. DM erzielt. Der wichtigste Handelspartner Westdeutschlands waren die USA mit einer Bilanz von fast 7 Mrd. DM. 29 Prozent der deutschen Einfuhr kamen aus den Ländern der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, 21 Prozent aus den Partnern der Kleinen Freihandelszone, 11 Prozent aus den USA und 5 Prozent aus dem Sowjetblock. Von der Ausfuhr gingen 28 Prozent in die EWG-Staaten, 27 Prozent in die Länder der Kleinen Freihandelszone, 9 Prozent in die USA und nur 4 Prozent in den Ostblock.



Obwohl sich die Bundesrepublik streng an das China-Embargo der Westmächte hielt, also keine kriegswichtigen Waren, schwere Kraftfahrzeuge und ähnliches nach Rotchina ausführte, nahm der Chinahandel Westdeutschlands doch einen erstaunlichen Aufschwung. Da es noch keinen offiziellen Handelsvertrag zwischen den beiden Ländern gibt, werden allerdings rund 50 Prozent der Ein- und Ausfuhren im Transithandel abgewickelt.



TECHNIK UND PRODUKTION



Noch im Anstieg

Trotz der Lohnerhöhungen, die stärker sein werden als im vergangenen Jahr, und trotz der Aufbesserung der Renten kann die Konsumgüterindustrie auch in diesem Jahr nur mit einer normalen, keineswegs ungewöhnlichen Steigerungsrate rechnen. Die Zeichen der Hochkonjunktur leuchten... am deutlichsten im Bereich der Investitionsgüterproduktion. Das heißt allerdings nicht, daß der hohe Stand der Beschäftigung dort nicht auch unter anderem von der Konsumgüterindustrie gespeist wird. Denn auch hier wird rationalisiert und dementsprechend investiert. Nicht nur der technische Fortschritt erfordert ständig neue Investitionen; der Mangel an Arbeitskräften zwingt die Unternehmer in allen Wirtschaftszweigen zu erhöhten Aufwendungen für Rationalisierungsmaßnahmen. Es fällt auf, daß gerade die Fabrikanten von Textilmaschinen im Bereich der Maschinenindustrie mit am stärksten beschäftigt sind. Die Meinung, daß die Knappheit von Arbeitskräften die Wirtschaftsexpansion vielleicht bremsen könnte, hat sich nicht bestätigt. Im Gegenteil, sie hat auch Unternehmen zu Investitionen veranlaßt, die keine oder nur wesentlich geringere geplant hatten — so urteilt die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“.

Rohstahlerzeugung kann 1960 auf 30 Millionen t steigen

Die Rohstahlerzeugung der Bundesrepublik erreichte mit 25,8 Mill. t in 1959 gegen 22,8 Mill. t in 1958 einen neuen Jahresbestand. Das Ergebnis liegt damit nicht nur erheblich über dem des Vorjahres, sondern auch über dem bisherigen Bestergebnis von 24,5 Mill. t in 1957.

Die hohe Beschäftigung der Stahlindustrie ist dank der vorliegenden Aufträge bis weit in den Sommer 1960 hinein gesichert. Andererseits sind jedoch die Kapazitäten gegenwärtig so weit ausgelastet, daß eine nennenswerte Erhöhung des monatlichen Bestergebnisses erst im Vorsommer mit dem Abschluß der zur Zeit laufenden Investitionen zu erwarten ist. Durch diesen Ausbau und die Absatzlage liegt eine Rohstahlerzeugung von 30 Mill. t in 1960 im Bereich des Möglichen.

Die Metallindustrie Anfang 1960

In den letzten Monaten haben die Auftragseingänge in der Metallindustrie einen Umfang angenommen, der mit dem Bedarf einer stetig fortschreitenden Wirtschaft längst nichts mehr zu tun hat. In einem Monat nahmen die Walzwerke 80 Prozent, die Feinmechanik-Optik 72 Prozent, der Maschinenbau 43 Prozent, Elektrotechnik und Eisen-, Blech- und Metallwarenindustrie über 30 Prozent, der Fahrzeugbau 22 Prozent höhere Bestellungen entgegen als vor Jahresfrist. Mit dem Wachstum der Gesamtwirtschaft (6 bis 7 Prozent in diesem Zeitraum) stehen derartige Aufträge keinesfalls in Einklang. Am hitzigsten entwickelt sich die Nachfrage westdeutscher Firmen nach Betriebsanlagen aller Art und nach Walzstahl, was in mancher Hinsicht auf spekulative Beweggründe schließen läßt. Unter den öffentlichen Aufträgen nimmt vor allem der Rüstungsbedarf (Flugzeuge, Schiffe) zu. Undurchsichtig ist vielfach immer noch die Absatzentwicklung elektrotechnischer Konsumgüter. Ähnlich heftig wie die gesamten Inlandsaufträge der Metallindustrie sind die Auslandsbestellungen gewachsen, teils infolge des weltweiten Konjunkturaufschwungs, teils auch auf Grund der besonderen Situation in den USA... erklärt der „Metall-Dienst“ der Industriegewerkschaft Metall.

Fragen der Ergonomie in der Diskussion

Die französische Vereinigung zur Steigerung der Produktivität hält erstmalig zwischen März und Mai in Paris einen Vortragszyklus mit Diskussionen über die Anpassung der industriellen Arbeit an den Menschen ab, über die praktische Anwendung einer unter den Namen Ergonomie bekanntgewordenen modernen Wissenschaft. Die Frage wird vom medizinischen, psychologischen und industriellen Standpunkt aus behandelt. Folgende Themen stehen unter anderem auf der Tagesordnung: das allgemeine Arbeitsmilieu (Beleuchtung, Farbe, Aussicht), Schutz gegen Dampf und Staub; Arbeitsbedingungen in den automatisierten Werkstätten; Probleme der Arbeiter in außergewöhnlichen Lagen (Hochgebirge, Sahara usw.); der industrielle Lärm, nervöse und physische Ermüdung; das Beispiel eines industriellen Laboratoriums (die Physiologiestudien der Renaultwerke).



Frauen im Frühlingsrausch

Geheimnisvolle Impulse gehen für eine Frau vom Frühling aus. Sie fühlt ihn schon in den Gliedern, bevor er richtig Einzug gehalten hat. Spätestens Mitte März wandert sie kritischen Blickes durch die Wohnung, untersucht stirnrunzelnd die Tapeten, den Teppich und die Möbel. Sie zupft an Gardinen und Decken und murmelt: „Wir müssen unbedingt neue haben.“ Dann ist es soweit. Es wird Frühling.

Im Frühling verlangt die Frau mächtig nach Verwandlung. Der sanfte Engel des Winters bindet sich ein strenges Kopftuch um, hüllt sich in einen dunklen Kittel, hält in der einen Hand einen Eimer Wasser und in der anderen einen Schrubber. Als Putzteufelchen treibt sie dann ihr ausgelassenes Spiel. Jetzt entfaltet sie ihre größte Aktivität. Unheimlich klingt ihre Stimme auf der einsamen Bühne des ausgeräumten Zimmers: „Geh mal weg da...“. Der so Angesprochene entflieht augenblicklich hinter die Kulissen. Putzteufelchen macht alles neu. Der Frühling ist für die Frau ein Fest der Augen. Sie taucht alles in neue, leichte Farben. Sie schrubbt und bürstet, bis alles im neuen Glanze erstrahlt. Sie reißt die Tapeten von den Wänden und schwelgt in neuen Gardinen und Kissen.

Dann hat der Frühling richtig Einzug gehalten. Er ist nun für Frauen wie Sekt. Er geht ihnen leicht prickelnd ins Blut. Deshalb sind sie nie so beschwingt wie in dieser Jahreszeit. Neues Werden, neues Leben — die Frau ist in ihrem Element. Der Frühling ist wie ein Rausch. Alle Probleme des Winters lösen sich in nichts auf. Die Frühlingssonne taut alle ihre eingefrorenen Kräfte auf. Sie feiert Auferstehung. Sie plaudert, flirtet und charmiert mit Leuten, die sie gestern noch für unausstehliche Brummbären hielt. Von ihrem Rausch profitiert die ganze Umgebung. Im Frühling ist sie nur Frau. Sie will nur beglücken. Im Rausch erklärt sie alles für alt und unmodern. Häufig übersteigt sie den Etat ihres Haushaltes. Wer ist im Rausch schon für Vernunftgründe zugänglich? Deshalb nehmen manche Männer in dieser Zeit das Portemonnaie fester an sich. Sie braucht unbedingt ein neues Kostüm. Denn schön wie Aphrodite will sie durch den Frühling schreiten. Ihrem Mann spendiert sie eine neue Krawatte. Dann ist der Frühling auf dem Höhepunkt.

Der Frühling ist die Zeit der Liebe. Davon singen schon seit Jahrhunderten die Dichter. Jede große Liebe einer Frau begann im Mai. Im Frühling hofft jedes unverheiratete junge Mädchen auf die schicksalhafte Begegnung. Selbst die Frauen mittleren Alters werden nicht vom Frühling verschont. Sie erwarten eine große Renaissance. Und selbst die älteren Jahrgänge stecken sich einen Veilchenstrauss ans dunkle Jackett. Siehe, auch wir haben Frühling!

Der ganze Rausch dauert nur sechs bis acht Wochen. Dann ist alles vorbei. Der Kater stellt sich prompt ein. Die wieder nüchterne Eva steht kopfschüttelnd vor manch neuer Gardine und neuer Decke, tippt sich an die Stirn und murmelt: „Wie konnt' ich nur, die alten waren noch wie neu...“

Was macht es, daß dieses und jenes wieder zurückgenommen wird. Sie hat sich einmal freier, beschwingter und gelöster und schöner erlebt, als es ihr sonst gestattet ist.

Mehr Kinder bei Unfällen als durch Krankheit getötet

In Europa kommen mehr Kinder durch Unfälle als durch Tuberkulose, Kinderlähmung oder andere Krankheiten ums Leben. Zu dieser Erkenntnis kam ein internationaler Kongreß für Kinderunfallverhütung, der unter der Schirmherrschaft der Weltgesundheitsorganisation in Spa bei Lüttich stattfand.

Der Kongreß wies nach, daß in der Bundesrepublik

35 v. H. aller Todesfälle

unter Kindern und Jugendlichen zwischen einem und 19 Jahren durch Unfälle verschuldet werden. Die Bundesrepublik steht damit auf einer Liste von 14 Ländern an fünfter Stelle hinter den skandinavischen Staaten Norwegen mit 40 v. H., Dänemark und Finnland mit je 37 v. H. und Schweden mit 36 v. H. Für Großbritannien wurden 26 v. H., für Frankreich 22 v. H. und für Italien 18 v. H. errechnet.

Das ist zuviel!

Ein weites Herz hat die 45jährige Lita Fyen. Ein Melbourne Gericht verurteilte sie zu zwei Jahren Gefängnis, weil sie gleichzeitig mit sechs Männern verheiratet gewesen war. Daß ihr keine dieser Ehen das ersehnte Glück gebracht hatte, wurde nicht als Entschuldigung anerkannt.

Die heiratswütige Lita geht am Stock, denn sie leidet noch an den Folgen der Kinderlähmung, die sie in ihrer Kindheit befallen hatte. Trotz dieses Schönheitsfehlers fiel es der Frau nicht schwer, sich eine internationale Männergarnitur zusammenzuheiraten. Sie ging mit drei Norwegern, einem Franzosen und zwei Australiern zum Standesamt. In keinem Fall dachte sie daran, sich vor der Hochzeit scheiden zu lassen. Vorsichtshalber ließ sie sich unter falschen Namen trauen. „Ich hatte eine unglückliche Kindheit“, erklärte sie vor Gericht, „darum wünschte ich mir einen liebenden Mann und ein gemütliches Heim. Da ich das bei keinem der Männer fand, heiratete ich eben immer wieder neu.“

USA — Land der Junggesellen

Schlechte Aussichten für Amerikas Junggesellen! Nach den neuesten Erhebungen gibt es in den USA 14,3 Millionen Junggesellen, aber nur 11,8 Millionen alleinstehende Frauen. Vielleicht könnte hier eine großangelegte Einwanderungsaktion heiratslustiger Damen aus Europa Abhilfe schaffen. Vorausgesetzt natürlich, daß die amerikanischen Hagestolze überhaupt heiraten wollen.

Statt Blau wähl Rot

Wenn Ehemänner morgens schlecht gelaunt aufwachen und beim Frühstück nicht einmal „Danke schön“ sagen, so liegt das nur an der blauen Tapete im Schlafzimmer. Dies will Sydney Simon vom Chicagoer Institut der Dekorateur feststellen haben. Blaue Farbe zerstört alle Romantik, sagt er, und wirkt zärtlichkeitshemmend. Statt dessen empfiehlt er als Schlafzimmerfarbe Rot oder Rosa, weil diese Farben die eheliche Liebe anregen.

So sagen sie es

Vor ihrer ersten Liebe hat eine Frau nicht gelebt. Nach ihrer letzten Liebe lebt sie nicht mehr. (Spruch aus Bali.)

✱

Männer erobern Festungen, Frauen erobern Männer. (Argentinisches Sprichwort.)

✱

Wenn jeder jeden bewacht, bewacht niemand niemanden. (Georgisches Sprichwort.)

Speziell für junge Mädchen

Elegant sieht eine junge Dame in diesem sportlichen Rock aus lila Steifensamt aus, zu dem ein farblich passender Ledergürtel gehört. Die Seidenbluse wiederholt im Druckmuster die Farbe des Rockes
Modell: Lindenstaedt & Brettschneider Foto: MK-Kürten



„Ich möchte noch mal 16 sein!“, ganz ehrlich seufzte dies neulich eine gutgekleidete Dame im besten Alter. Sie wünschte es allerdings nicht, weil ihr die Last der eigenen Jahre zu schwer würde, sondern weil sie vor einem Modegeschäft stand, das ein ganzes Fenster mit diesen entzückenden jungen Kleidern dekoriert hat, die die heranwachsenden jungen Mädchen von heute zu ihrer Mode erkoren haben. Es waren weniger die „Teenager-Kleider“ aus derbem Drell, die hier die Passanten anlockten, sondern lustige, luftige Sommerkleidchen aus bedruckter Seide, aus sportlichem Zellwoll-Leinen oder kräftigem Strukturgewebe. Alle hatten sie wunderbar weite Röcke, ein Dekolleté, das mitunter durch ein Jäckchen verdeckt werden konnte, und sie sprühten alle vor Phantasie.

Da gab es geschickt geordnete Streifen, aufreizend bunte Karos, lustige Punkte und Pünktchen und vor allem eine Menge applizierter, gestickter oder aufgedruckter figürlicher Motive. Auf einer großen, quadratischen Rocktasche etwa klaffte ein naturgetreuer Pudel, um einen Rocksäum wirbelten modisch gestaltete Spielkarten, um einen anderen rankten sich zarte Rosenknospen.

Wenn unsere jungen Mädchen plötzlich so reizend und liebenswert erscheinen, und nicht erst — wie noch vor etlichen Jahren — mit 18 oder 19 zu ansehnlichen jungen Damen werden, so haben sie das in erster Linie diesen hübschen Kleidern zu danken. Denn diese erst verhüllen gnädig die eckigen Schultern und betonen dafür um so mehr die zierliche Taille, und ihre wippenden Röcke, von spitzenbesetzten Petticoats gestützt, verleihen selbst den staksigsten Beinen einen Hauch von Grazie.

Kein Wunder, daß man, bezaubert von diesen schmetterlingsartigen Hüllen, sich ein wenig wehmütig an die eigene Jugendmode, an die lieblosen Kleider mit handbreiten Säumen erinnert und gar zu gern — und sei es nur für 24 Stunden — noch einmal 16 wäre.

Mal anders — mit Samt!

Samt schmeichelt immer — auch wenn er nur als Zutat in Erscheinung tritt, wie hier bei unserem Modetip. Er zeigt ein elegantes Seidenkleid, das zur Abwechslung einmal von einer dekorativen Samtschärpe begleitet wird. Wer den Stoff nicht zu knapp kauft, kann auch noch ein passendes Täschchen aus dem Samt arbeiten und besitzt dann eine sehr aktuelle und sehr schicke Garnitur, die sich bestimmt nicht „nachläuft“!



Ein Blusen-Set aus Seide

Die Bluse hat sich Begleiter zugelegt. In der letzten Zeit sieht man immer häufiger Modelle mit ergänzenden Gürteln und mit Kragen, die über die Revers des Kostüms gelegt werden. Alle diese Teile dokumentieren ihre Zugehörigkeit zu der Bluse durch das gleiche Material.

Diese neuen Blusen-Sets sind wirklich eine hübsche Idee. Sie rufen ohne großen Aufwand einen anspruchsvollen Ensemble-Eindruck hervor. Wer selbst schneidert, kann sich solch ein Set leicht selbst arbeiten. Fast jedes Blusenmodell läßt sich ergänzen. Besonders hübsch wirken bunte Seidenblüschen mit zarten Rosendrucken in der Farbe des Frühjahrskostüms.



Wenn

ein Baby

unterwegs ist . . .

Es ist noch gar nicht so lange her, da wagte sich eine Frau, die ein Baby erwartete, monatelang vor dem Eintreffen dieses fröhlichen Ereignisses nicht recht aus dem Haus, weil es einfach keine Kleidung gab, die ihrem Zustand angemessen war. Inzwischen hat sich dies alles längst geändert, und unsere zukünftige Mutti kann sich genauso frei

bewegen und genauso an allen festlichen und weniger festlichen Gelegenheiten teilnehmen, wie ihre schlanken Schwestern.

Abgeguckt haben wir uns die modische und praktische Umstandskleidung bei den Amerikanerinnen, die uns allerdings immer noch etliche Nasenlängen voraus sind. Der schmale, unsichtbar zu erweiternde Rock und die lose, hüftlange Jacke oder Bluse drüber sind immer noch sehr beliebt. Inzwischen hat aber auch die Trapez- und Baby-Doll-Mode den jungen Frauen viele neue Ideen geliefert.

Für alle Kleider während dieser Zeit sollte man einen festen und möglichst guten Stoff wählen, der einigen Strapazen gewachsen ist, weil er ja viel öfter als gewöhnlich getragen wird. Günstig ist es auch, eine Reihe heller Garnituren, Kragen, Schleifen und

Bänder zu erstehen, mit denen man das Modell verwandeln kann.

Blaue Farbtöne sind für Umstandskleider besonders beliebt, aber auch ein gedecktes Grün, ein nicht zu helles Rot und vor allem dezente Druckmuster können sehr hübsch aussehen und optisch gut kaschieren.

Neben dem Tageskleid sollte man auch ein festliches Kleid besitzen, denn heute braucht niemand mehr in diesen Monaten den Theatersaal oder private Festlichkeiten zu meiden. Für diese Kleidung ist ein fester Brokat, ein kräftiger Ottomane oder ein Seidendruck mit etwas Stand besonders angebracht. Wenn man am Anfang gleich eine Bahn vom Stoff mehr einkauft, kann man das Modell später ohne weiteres so verwandeln, daß es wie neu aussieht und man noch lange seine Freude daran hat.



„Ein schlichter Sang“ wird allwöchentlich in unserer Festsaal geprobt

MAN DIRIGIERT BESSER OHNE TAKTSTOCK

Josef Schäfers

hat ein Hobby,

für das man

berufen sein muß

Was ein rechter Hobbyist ist, der läßt sich sein Hobby was kosten, und ein rechtes Hobby wiederum verlangt seinem Herrn und Meister was ab. Denken Sie nicht gleich an Geld. Daß ein Hobby auch mit klingender Münze aufgewogen werden will, das versteht sich am Rande. Seltsam ist dabei, daß der, der es ausübt, die Hobby-Kosten nicht unter irgendeiner Sparte irgendwelcher lästiger Ausgaben verbucht. Er verbucht sie überhaupt nicht. Er zweigt sie auch nicht ab: sie verschwinden von der Oberfläche des Einkommensfonds wie von der Milch der Rahm, aus dem die Butter werden soll. Und es tut ihm weder eine Mark dabei leid, noch weint er einem Groschen nach. Im Gegenteil, er hat das Bewußtsein, unter all dem, „was sein muß“, endlich und wirklich etwas sinnvoll angewendet zu haben. Auch Zeit, auch Mühe, auch Kurse mit schwierigen Hausaufgaben und schlaflosen Nächten vor nervenverschleißenden Prüfungen.

Der künstlerische Leiter unseres „Männergesangverein Westfalen e. V.“, Josef Schäfers, hat sich vor nun bald dreißig Jahren, als man weder von Hobbys etwas wußte, noch von der Notwendigkeit sprach, jedermanns Freizeit irgendwie sinnvoll zu „gestalten“, seine tiefe Liebe zur Chormusik

die Chorleiterprüfung etwas kosten lassen.

Schon auf der Schule und in der Lehre in der Werkzeugmaschinenbranche ebenso wie während des Jahres auf der kaufmännischen Handelsschule hatte er bei dem Städtischen Kapellmeister Jean Maas Klavier spielen gelernt und versucht, Männerchöre singen zu hören, wann und wo immer sich eine Gelegenheit bot. Nach weiterer gründlicher Ausbildung bei Studienrat Hester und Musikdirektor Carl Holtschneider (Klavier, Orgel, Chorführung) legte er seine Chorleiterprüfung vor dem Städtischen Konservatorium zu Dortmund ab.

Früh trat er dem Dortmunder Männergesangverein bei, in dem er nach langjähriger Mitgliedschaft 1936 vom Sänger zum zweiten Chormeister und Stellvertreter des am Stadttheater beschäftigten Dr. Paulig sozusagen „avancierte“.

Die Leitung unseres „MGV Westfalen“ wurde ihm 1932 schon übertragen, als er noch nicht „auf Hoesch“ tätig war. Seine Berufung stellte eine Art Notmaßnahme dar: Der 1896 gegründete „Männergesangverein Westfalen e. V.“, der 1921 eine ehrenvolle Vergangenheit mit einem prächtigen Stiftungsfest hatte krönen können, wurde in Tätigkeit und Vereinsleben durch den Einfluß der Besatzungsarmee und anderer volksfremder Elemente so beschnitten, daß ein Jahr lang überhaupt



Vom Blatt studieren lassen sich die Noten im Sitzen. Wenn's aus voller Brust dröhnen soll, steht man selbstverständlich auf

nicht gesungen werden konnte. Zwanzig Gefreuen, die 1932 am Grabe eines Kameraden singen wollten, stellte sich Josef Schäfers als Dirigent zur Verfügung. Da der spätere Betriebschef der Maschinenabteilung, Otto Eib, 1934 von der Hüttendirektion zum Vereinsführer des „MGV Westfalen“ berufen wurde und man eines ständigen Dirigenten bedurfte, folgte eine Verpflanzung in die Maschinenabteilung dem musikalischen Rufe, und der Verein, der nach Werbeabenden, Werbeanschlägen und Einzeichnungslisten an den Werkseingängen zahlenmäßig erfreulich wuchs, hatte nun außer der 1933 vom Deutschen Sängerbund erlassenen, Ziel und Arbeitsweise klar bestimmenden Satzung auch einen Dirigenten,

der sich vor der dreigeteilten Wechsel-schicht nicht fürchtete.

Was es heißt, seine Sänger nur alle vierzehn Tage oder nur alle drei Wochen zu Gesicht zu bekommen, davon kann sich allerdings nur der an alle damit verbundenen Komplikationen und Zeitverluste gewöhnte dirigierende Fachmann einen Begriff machen. Josef Schäfers war sich mit dem Vereinsvorsitzenden Theo Siepmann und mit seinen Sängern darin einig, daß bei so lockerer zeitlicher Streuung die Vereinszucht um so straffer sein mußte. Es wird Buch geführt, und wenn ein Mitglied länger als vier Wochen unentschuldigt den Proben ferngeblieben ist, bekommt es vom Vorstand einen „blauen Brief“. Einem nochmaligen Verstoß gegen die Vereinsregel aber folgt Ausschuß.

Über sechzigjährige Vereinspraxis hat gezeigt, daß man gut fährt bei solcher Strenge. Wer unter den obwaltenden Bedingungen Mitglied sein und Deutscher Sänger heißen will, der muß zur Stange halten, muß Idealist sein und für seine Ideale Opfer bringen können.

Wenn seine Frau auch noch für Männerchöre schwärmt,

hat es ein Sänger leicht, manchen Abend in der Woche der edlen Sangeskunst zu widmen, hier singend, dort dirigierend, hier Partituren einsehend, die ihm stoßweise zugeschickt werden, dort mit Vereinsbrüdern beratend, ob man das bewährte Repertoire, in dem z. B. Silcher mit manchem allgemeinen Lieblingswerk vertreten ist, ausweiten und sich an das zeitraubende und schwierige Studium eines Modernen machen soll. Meistens fällt die Entscheidung so: An Zeit und Mühe soll's nicht fehlen; es wird eben so lange geprobt, bis es sitzt. Wenn die Zeit für das Jahreskonzert gekommen ist, sind einmal alle sieben Mann, die getrennt geübt haben, um vereint zu singen, beisammen. Die Betriebe stellen sie frei, und die Betriebe sorgen durch das lebhafteste Interesse, das sie traditionsgemäß an den Konzerten unseres „MGV Westfalen“ nehmen, dafür, daß es immer ein volles Haus gibt.

„Wenn's mal sitzt, sitzt es“,

schmunzelt Dirigent Josef Schäfers, der es sich in fast drei Jahrzehnten fruchtbarer und harmonischer Zusammenarbeit mit seinen Sängern leisten konnte, angesichts ihrer unerschütterlichen Sicherheit kein Lampenfieber zu haben. Mochte es sich um das Jahresfest oder um kleinere Veranstaltungen in Krankenhäusern und Altersheimen, um das Weihnachtssingen in der Hauptverwaltung oder um den ganz mit eigenen Kräften bestrittenen und hervorragend gelungenen Karnevalsabend handeln.

Mit gewohnter Gründlichkeit und Sorgfalt bereitet man sich jetzt auf das Deutsche Bundessingen 1962 vor, für das man lange zielstrebig gespart hat. Die dafür vorgesehene Stadt konnte ja sehr weit weg-

liegen. Seit feststeht, daß die bundesdeutschen Sänger sich in zwei Jahren in Essen treffen werden, macht man sich fröhlich an den Plan, in diesem Sommer etwas von dem auf die hohe Kante Gelegten zu „verbraten“: Für eine sing- und trinkfrohe Wochenendfahrt nach Rüdesheim (mit Muttis) sind die Vorbereitungen schon in vollem Gange.

Der wöchentliche Probetrieb geht eisern weiter.

Unser Festsaal ist ein ideales „Sängerlokal“, weil seine hoch aufstrebenden Wände den Ton gar nicht zum „Hängen“ kommen lassen. Wäre die Decke niedriger, so müßte Josef Schäfers manchmal — für den Zuschauer oder Zuhörer unsichtbar — den Zeigefinger erheben, um „den Ton nach oben zu treiben“. Natürlich hat er, wie alle Dirigenten, eine Sammlung von Taktstöcken aller Gewichtsklassen und Preislagen, vom schlichten braunen Stäbchen bis zum „mahagoninen“, schwer versilberten oder an Griff und Spitze weiß eingelegten — aber er findet einen Taktstock, der heute nur noch zum Dirigieren von Orchestern gebraucht wird, unhandlich, wie die meisten Dirigenten. Man nimmt die Hände, die soviel beredter und ausdrucksvoller sein können als ein Stück Holz.

Tagsüber steht der Fahrdienstleiter im Allgemeinen Fahrbetrieb unserer Hütte, Josef Schäfers, im Trommelfeuer der schrillenden Telefone, der gellenden Hämmer und Sägen der Autoreparaturwerkstatt, der brausenden Motoren, die am Laufen gehalten werden wollen. Abends verschreibt er sich dem vierstimmigen Wohl-laut, den er aus den Kehlen von Männern schöpft, die ihrerseits ihrem idealistischen Hobby „von ganzem Gemüte“ ergeben sind. Zur Probe eingeladen, „läßt man sich dort ruhig nieder. Böse Menschen kennen keine Lieder.“



Ruhrfestspiele 1960

Zum 14. Male finden in diesem Jahr die Ruhrfestspiele statt, und zwar vom 2. Juni bis zum 17. Juli an gewohnter Stelle in Recklinghausen. Die für den Eröffnungstag geplante, von Altbundespräsident Professor Heuss vorzunehmende Grundsteinlegung für ein großes, eigenes Haus der Festspiele im grünen Rahmen des Recklinghäuser Stadtparks läßt hoffen, daß in zwei bis drei Jahren eine neue Bühne mit großem Zuschauerraum und vielseitig verwendbarem Nebengelaß verfügbar sein wird. Die fünf Bauherren — Stadt Recklinghausen, Land Nordrhein-Westfalen, Bund, DGB und Industrie — haben die finanzielle Grundlage inzwischen gesichert. Der Redner der Eröffnungsfeier, Winfried Sabais, wird voraussichtlich das eigene Haus der Ruhrfestspiele in den Mittelpunkt seiner Darlegungen stellen.

Ursprünglich, im Jahre 1947, als reine Theater- und Opernspiele begonnen, haben sich die Ruhrfestspiele nach und nach — wenn auch die Opernaufführungen ihres hohen Kostenaufwandes wegen fortfallen mußten — um ihren Theaterspielplan herum einen immer anspruchsvolleren kulturellen Rahmen gelegt. Seit 1950 gehört das Europäische Gespräch dazu, im gleichen Jahre kam die Kunstausstellung hinzu, liefen andere Ausstellungen neben-

her, wurde die Jugend in steigendem Maße herangezogen, besprach der Bundesarbeitskreis „Arbeit und Leben“ zeitnahe Fragen, nahmen Rundfunk und Fernsehen teil.

Dieser „Rahmen“ der Ruhrfestspiele hat in diesem Jahr besonderes Gewicht gewonnen, begründet vor allem darin, daß die Veranstalter Berlin eingeladen haben, bei den Festwochen richtungsweisend mitzuwirken. So hat sich denn im Februar unter der Leitung des Regierenden Bürgermeisters Willy Brandt und des Bundesministers Ernst Lemmer ein Mitarbeiterkreis repräsentativer Berliner Persönlichkeiten, wie des Rektors der Freien Universität, der Direktoren der Technischen Universität, der Hochschule für Musik, der Hochschule für Bildende Künste, des Generaldirektors der ehemaligen Staatlichen Museen wie anderer im Kulturleben der Stadt tätiger Leute, gebildet, die gewillt sind, uns in Westdeutschland eindrucksvoll vor Augen zu stellen und zu Herzen gehen zu lassen, wie bedeutend der Beitrag ist, den Berlin nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch heute trotz der schwer drückenden Bedingungen der Gegenwart zum deutschen Kulturleben geliefert hat und leistet.

Am 12. Juni wird der Regierende Bürgermeister Willy Brandt selbst nach Recklinghausen kommen, um auf dem Marktplatz vor Berg- und Stahlarbeitern, vor allen, die sich im Ruhrgebiet mit der zweigeteilten Stadt und ihrem Schicksal verbunden fühlen, zu sprechen.

Die Theater-Aufführungen

Die Ruhrfestspiele haben schon immer Berliner Theater zur Mitwirkung herangezogen, besonders eindrucksvoll war im vorigen Jahr die Inszenierung der „Räuber“ durch das Schiller-Theater. Bleiben wir also zunächst beim Berliner Theaterbeitrag:

„Die Perser“, von Aischylos Übersetzung Matthias Braun

Das Trauerspiel „Die Perser“ von Aischylos wird uns vom Berliner Schiller-Theater gebracht werden, inszeniert von Hans Lietzau, mit Hermine Körner in der Rolle der Perserkönigin Atossa. Aischylos' Werk steht ganz am Anfang der Dramatik; der griechische Dichter war der erste, der aus Hymnen zu Ehren der Gottheit, aus gesungenen Schlachtenberichten und Wechselgesängen eine echte dramatische Handlung schuf, wobei schon er sich des Botenberichtes für nicht darstellbare Ereignisse und der Geistererscheinung bediente. Die neue Übertragung der „Perser“ von Matthias Braun, die in Recklinghausen zum ersten Male dargeboten wird, hat den Chor

der weisen alten Männer, der im antiken Drama den Handlungsablauf erläutert und zu lenken versucht — wir erinnern uns seiner aus der Recklinghäuser „Antigone“-Aufführung — in Einzelsprecher aufgelöst, so daß der Zuschauer, zumal bei der schlechten Akustik im Saalbau, der Handlung leichter zu folgen vermag.

Mit dem Lustspiel „Majestäten“

des Franzosen Jean Anouilh, in dem O. E. Hasse die Haupt- und Doppelrolle Napoleon / Ludwig XVIII. spielt, tritt das Berliner Renaissancetheater in Recklinghausen auf.

Anouilh geht es weniger um die Darstellung historischer Persönlichkeiten, als vielmehr darum, an diesen beiden, von einem Schauspieler gespielten Majestäten zwei Ausprägungen des Herrschers zu zeigen: den eigensüchtigen Tyrannen und den Volksfürsten. „Die einzigen Schuldigen sind diejenigen, die ihre Mitmenschen wegen leerer Ideen hinter Gitter bringen“, läßt er seinen Ludwig sagen.

Soweit die Berliner Bühnen, die mit ihren Stücken je vier Abende füllen werden.

Die Eigeninszenierungen der Ruhrfestspiele

Im Mittelpunkt des Theatergeschehens stehen die Eigeninszenierungen der Ruhrfestspiele, die beide je 15mal über die Bühne gehen werden. Heinrich Koch wird mit dem Bühnenbild von Franz Mertz Shakespeares „Macbeth“ inszenieren, wobei Ernst Schröder die Titelrolle, Hilde Krahle die Lady Macbeth, Kaspar Brüninghaus den Bonquo und Ulrich Haupt den Macduff spielen werden. Damit wird die Reihe der großen Shakespeare-Abende der Ruhrfestspiele fortgesetzt: „König Lear“ (1950), „Maß für Maß“ (1952), „Hamlet“ (1955), „Der Sturm“ (1958), und ganz am Anfang auch einmal eines der anmutigen Lustspiele „Viel Lärm um nichts“ (1949). Mit ihnen bestätigen sich die Ruhrfestspiele, daß sie dafür geplant waren, den arbeitenden Menschen an das große klassische Drama heranzuführen. Die Premiere von „Macbeth“ am Eröffnungsabend der Ruhrfestspiele 1960 wird in feierlichem Rahmen in Gegenwart von Bundespräsident Lübke stattfinden.

Die auf Unrecht begründete Macht muß untergehen, ob sie die Richtlinien zu ihrem Tun nun aus dem Munde von Hexen empfangt oder aus der eigenen Brust. Vor dem endgültigen Verlöschen aber steht die Hölle der Gewissensqual, die Lady Macbeth friedlos macht. Goethe hielt „Macbeth“ für Shakespeares bestes Theaterstück; es

steht, was Bühnenwirksamkeit wie innere Folgerichtigkeit angeht, in der ersten Reihe seiner zahlreichen Werke.

Als zweite Eigeninszenierung stehen

„Die Ratten“

von Gerhart Hauptmann auf dem Spielplan, von Willy Schmidt eingerichtet — er wird auch das Bühnenbild machen. Wir erleben Hauptmanns „Weber“ 1952 in einer eindrucksvollen Aufführung des Berliner Schiller-Theaters und freuten uns 1956 an der Diebeskomödie „Der Biberpelz“, dem volkstümlichsten von Hauptmanns Stücken. Und nun die „Ratten“, ein Stück, das 1911 erschien und ganz in der „Kleinen Welt“ der einfachen Leute spielt, vom Dichter mit dem Untertitel „Berliner Tragikomödie“ versehen. Gisela von Col-lande wird die Frau John spielen, Ulrich Haupt verkörpert den Maurerpolier John. Den Bruder Bruno gibt Martin Benrath, Ida Krottendorf spielt die Pauline Piperkarcka und Karl Kuhlmann den Theaterdirektor.

Hauptmann hat sehr glaubwürdig gezeichnete Typen aus dem Volke auf die Bühne gestellt, die herzhaftes Berlinisch sprechen, wie's der Dichter ja immer verstanden hat, „dem Volke aufs Maul zu schauen“. Ebenso wußte er ihm aus dem Herzen zu sprechen, wußte er die Handlungen seiner Gestalten dank seiner verstehenden Liebe glaubhaft zu machen. Damit erhalten seine Stücke ihre große Eindringlichkeit, mögen strenge Kritiker an ihrem dramatischen Aufbau auch dies oder jenes zu kritteln haben.

Schließlich sind noch die Städtischen Bühnen Frankfurt am Main zu nennen, die

„Der Belagerungszustand“

von Albert Camus spielen werden.

Der im vergangenen Jahre bei einem Autounfall in seinen besten Jahren ums Leben gekommene französische Dichter ist wohl als „Philosoph des Absurden“ bezeichnet worden. Er sieht den Menschen in einer gottfernen, ganz auf sich gestellten, „absurden“ Situation, gegen deren Merkmale Gewalt, Unterdrückung, Despotie, ungerechte Gesetze man nur mit Mut und Verantwortungsgefühl — wie sie dem Diego im „Belagerungszustand“ allmählich zuwachsen — angehen kann. Diese Erkenntnis stellt er mit der französischen Begabung zum großen Theater in seinem Stück sehr eindringlich dar.

Weitere Veranstaltungen auf den Ruhrfestspielen

Die Berliner gestalten in diesem Jahre auch die *Kunstaussstellung*; sie wird unter dem Leitwort „Berlin — Ort der Freiheit

für die Kunst“ stehen. Ein Ausschnitt aus der Berliner Kunstgeschichte mit Werken von Menzel, Liebermann, Kollwitz und vielen anderen in dieser Stadt frühzeitig in ihrer Bedeutung erkannter Künstler sowie mit Werken von Professoren und ehemaligen Studierenden der Berliner Hochschule für Bildende Künste sollen Vergangenheit und Gegenwart in der alten Hauptstadt zeigen.

Die Mitwirkung der Freien Universität und der Technischen Universität Berlin, vertreten durch ihre Professoren, wird in Vorträgen zu verschiedenen Berliner Themen bestehen; so spricht der Rektor Professor Neumann über

„Die Freie Universität Berlin“

Der Leiter der Berliner Hochschule für Musik, Professor Blacher, kommt mit seinen Schülern. Wir werden zwei Kurzoperen hören: von Manuel de Falla „La vida breve“ (Das kurze Leben) und von Darius Milhaud „Pasticcio“. Weiter wird Professor Blacher einen Vortrag „Der Stand der modernen Musik“ halten, wobei sein Berliner Orchester Proben aus den besprochenen Werken spielen wird.

Das Theaterwissenschaftliche Institut der Freien Universität Berlin unter Professor Baumgart wird zwei avantgardistische Stücke aufführen; eines aus den 20er Jahren: Ernst Toller, „Hinkemann“, und eines aus der Gegenwart: Adamov, „Rendez-vous“. Diese Veranstaltungen wie die der Hochschule für Musik stehen unter dem Leitwort

„Jugend spielt für Jugend“

(mit entsprechend niedrigen Eintrittspreisen). Die Folkwangschule Essen wird ihrerseits mit Schauspiel, Oper und Tanz mitmachen, ferner erwartet man aus Lille in Frankreich das Théâtre Populaire mit einem französisch gesprochenen Stück; Diskussionen unter den Jugendlichen sollen sich allen Darbietungen anschließen.

Wie alljährlich, findet

das Europäische Gespräch

vom 29. Juni bis zum 1. Juli statt. Es soll unter der Leitung von Professor von der Gabelentz von der Berliner Hochschule für Politik stehen und „Kultur zwischen Organisation und Politik“ zum Thema haben.

Endlich wird der Bundesarbeitskreis

„Arbeit und Leben“

(Volkshochschule und DGB) wieder ein dreitägiges Seminar abhalten und über „Bildungsaufgaben im Strukturwandel unserer Gesellschaft“ sprechen.

Dr. L. Rothert



Klaus Kammer (Jörg Mann)



Hilde Krahle

Ernst Schröder (Stresemann)



Das Dach überm und das Kissen unterm Kopf

Internationale

Werkstudenten-Belegschaft

in unserm Wohnheim Eving

Dipl.-Ing. Narayan Acharya und Devendra Joshi, Student der Hüttenkunde, beim Bereiten des Sonntagsmahles: hartgekochte Eier und Kartoffeln in pikanter Tunke mit Reis



Vor der heute so schwer zu lösenden Frage: „Wo in aller Welt kriege ich eine billige Bude her?“ würden alle Studenten und Hochschulpraktikanten stehen, die sich während der Semesterferien im Frühjahr und im Herbst in Betrieben unserer Hütte Geld verdienen können, wenn nicht unser Wohnheim in Eving sie buchstäblich auffangen würde. Seit am ersten März dieses Jahres die Hoesch Aktiengesellschaft Westfalenhütte das Ledigenheim an der Derner Straße von der Hoesch Bergwerks-AG. übernommen hat, dürfen wir von der zweckvoll eingerichteten Heimanlage als der unseren sprechen. Im Herbst 1952 eröffnet, hat sie im Laufe der Jahre Tausenden als „ideale Übergangsunterbringung“ gedient. Daß man gern dort daheim gewesen ist, beweisen die Besucher, die vor allem am Sonntag im Pförtnerhäuschen „aufkreuzen“ und im Laufe eines behaglichen Plauderstündchens nicht vergessen, zu erwähnen, daß ihnen 1,50 DM als Fahrpreis nicht zuviel gewesen sind in der Erinnerung an noch kaum zurückliegende „alte Zeiten“ und um der Anhänglichkeit willen, die den Menschen mit dem Ort verbindet, an dem er glücklich gewesen ist.

Vom Glück der Gemeinschaft

erzählt der älteste Einwohner des Wohnheims, Erhard Edlich, der mit seinen zwölf „Wohnjahren“ „älter“ ist als die Senioren Jupp Kaminski und Bernhard Mech mit ihren zusammen etwa hundertfünfzig Lenzen auf dem Buckel. Von behaglich lang ausgedehnten Mahlzeiten im schön ausgestatteten EB- und Aufenthaltsraum mit Zeitschriften- und Lesecke, von Spielautomaten, die für Weihnachten „sparten“, von Evinger Waisenkindern, die regelmäßig Nikolausgäste des Wohnheims waren, von einer Krippe mit halblebensgroßen, selbstgeschnitzten Figuren. Von Sommer-

sonntagen, die man im Liegestuhl verträumte, und Konzerten, die unser Werk-orchester und unser Spielmannszug dort veranstaltet haben. Von dem allen wird auch ein Außenstehender unbesehen zugeben: „Et bindet!“, ohne aber bereit zu sein, mit den z. Z. wenigen im Wohnheim Verbliebenen den vergangenen guten und einträglichen Zeiten des Bergbaus nachzutruern, in denen das Heim zeitweise mit über vierhundert Kumpels belegt war: Das fröhlich-bewegte Heimleben kann doch wieder erstehen, und

die Gemeinschaft wird sich neu bilden,

wenn an Stelle des Kumpels der Hüttenmann Einzug hält in die heute nur mit zwei Schlafstellen belegten freundlichen Stübchen, die durch Heizung ständig warm gehalten werden, wenn er sich mittags das schmackhafte und reichlich gebotene Essen munden läßt, seine Einkäufe in der Kantine erledigt und sich beim Bereiten des Kaffee-wassers oder beim brutzelnden Spiegelei in der jedem Hause zugehörigen Teeküche überlegt, daß er bei einer Mark Miete je Tag für Wohnen und Heizen und Bettwäsche ein ganz hübsches Sümmchen zurücklegen kann für Zeiten, in denen er nicht mehr ledig sein, eine eigene Wohnung innehaben oder gar selbst ein Haus besitzen möchte.

Von den sechszwanzig Werkstudenten und Hochschulpraktikanten, die in diesem Frühjahr ins Wohnheim zogen, waren

ein rundes Dutzend Ausländer.

Wenn sich ein Deutscher und ein Grieche, ein Äthiopier und ein Deutscher, Belegschaftsmitglieder und Studenten als Zimmergenossen gut vertragen, dann stellt das der Heim-Atmosphäre und der bei mancher zugestandenen persönlichen Freiheit doch straffen und selbstverständlichen Disziplin das beste Zeugnis aus. Kommt eine größere Gruppe von Studenten einer Nationalität zusammen, Ungarn etwa oder Inder, so liegt die Unterbringung in benachbarten Zimmern nahe. Bleibt dabei ein einzelner „übrig“, wie der im vierten Semester Hüttenkunde studierende künftige Dipl.-Ing. Chandra aus Delhi (Agra), so hat er Glück und bewohnt ein peinlich saubergehaltenes und sehr aufgeräumt wirkendes Zimmer für sich allein.

Auch er ist der Meinung, daß er bei dem (für Studenten um fünfzig Pfennig täglich höheren) freundlichen Mietpreis gut fährt, und das Mittagessen im Heim schmeckt allemal viel besser als das in der Mensa zu Aachen. Am Wochenende kocht er sich Gemüse, so wie er es von daheim gewöhnt



Vielen von uns ist „Kollege Chandra“ vom Mittagessen im Gästehaus bekannt



Der „Ureinwohner“ des Heims, Erhard Edlich, hat sich zünftige Junggesellen-Wahlsprüche übers Bett gehängt

Einig wie ein altes Ehepaar wirken die Senioren Bernhard Mech und Jupp Kaminski



ist und wie er es wieder essen wird, wenn er in einigen Jahren in der aufblühenden Stahlindustrie seines großen Heimatlandes tätig sein wird. Bis dahin nimmt er das ungewohnte Fleisch, an dem er kaum Unterschiede findet, so auf, wie wir süße Kartoffeln oder pikant gekochte Kastanien essen: „Ganz gut, aber nichts für alle Tage!“, freut sich aber auf den heimischen Curry-Reis, der wie alle Speisen in Indien so „scharf gepfeffert“ sein muß, damit der Organismus die Hitze besser verträgt. Chandra hätte auch auf indischen Hochschulen Hüttenkunde studieren können, aber

**„in Deutschland gibt es so gute Labo-
ratorien“.**

Darum hat er alle privaten Mittel und ein kleines Staatsstipendium und die Ferienarbeit darangesetzt, um in den ganz modern ausgerüsteten Laboratorien verschiedener Hüttenwerke der Bundesrepublik „möglichst viel zu lernen“.

Auch Devendra Joshi, indischer Student der Hüttenkunde in Clausthal, wird bald für einige Wochen Alleinbewohner eines Heimmers sein, denn sein älterer Zimmergenosse Narayan Acharya hat den Dipl.-Ing. und die Schiffskarte von Marseille nach Bombay schon in der Tasche. Der Einsatz im Kaltwalzwerk soll nur noch den Bahnweg nach Marseille finanzieren. Bis zum Antritt der Reise wird sicherlich die erwartete positive Antwort auf verschie-

dene Bewerbungen in indischen Stahlwerken da sein. Da kann Dipl.-Ing. Acharya vieles anwenden, was er als Werkstudent bzw. Hochschulpraktikant bei wechselndem Einsatz auch ganz beiläufig „mitgekriegt“ haben mag. Man hört ihn förmlich sagen: „Bei Hoesch in Dortmund machte man es so, aber bei Hoesch in Hohenlimburg wendet man eine andere Technik an.“

Das Feierabend-Zuhause der Inder ist das Auslands-Institut

im Fritz-Henßler-Haus. Aber wenn man, wie Devendra Joshi, Wechselschicht hat, bleibt nicht einmal die Zeit, donnerstags dort den „Indian-Kreis“ zu besuchen. Zu irgendwelchen Freizeitgestaltungen kommt man sowieso nicht, wenn man das Stipendium für ein Studium im Ausland geliehen bekommen hat und so bald wie möglich fertig werden möchte, um es abzuzahlen. Zwei von den nötigen Semestern hat Joshi in Indien abgeleistet. Nur wenn er Nachtschicht hat, ist auch an seine Tür der Zettel „gepinnt“:

„Bitte nicht wecken!“

Derjenige, der morgens für die Frühschichtler den Hahn spielt, geht an diesen Türen möglichst leisen Schrittes vorüber, und die Putzfrauen finden sich verständnisvoll damit ab, daß die soeben blitzblank gescheuerten Waschräume gleich wieder naß und seifig werden, wenn die Langschläfer, teils froh und teils widerwillig, in den Tag hineinfinden. Unter der z. Z. hundertdrei- und vierzigköpfigen Belegschaft des Heimes konnten die Werkstudenten aus Ungarn wohl „geortet“ werden, aber der Sonntagmorgen war für diejenigen, die Mittagschicht gehabt hatten, zu Frage und Antwort, Empfang von Besuch mit Blitzlichtaufnahmen nicht die rechte Zeit. Da in seifenschäumbedeckten Gesichtern die „Schokoladenseite“ sowieso schwer auszumachen ist, mußte sich die Kamera in der Küche mit einem Kollegen begnügen, der für alle das nahrhafte und billige, bestimmt bumsatt machende Nationalfrühstück bereitete: Brotscheiben in Öl gebraten. Duften tat es pfundig und hat bestimmt eine prima Grundlage abgegeben für das, was man so am Nachmittag vorhatte: Fußballspiel, Pferderennen, „ganz groß einen drauftun“ oder auch nicht. Da die Wahl zu haben, das ist ja der unbezahlbare Vorzug, die so vielbenedigte und (nachher) so wehmütig besungene Freizeit des Junggesellenlebens. Jedem wird sie im Wohnheim Eving in idealer Weise geboten. Es kommt nur darauf an, ob er was Rechtes mit ihr anzufangen weiß.

Solange ich noch zu sieben Achteln im Adamskostüm bin, werden Sie hoffentlich von mir nicht verlangen, daß ich mich vorstelle!



Deutschlands Schicksal: die Wiedervereinigung

Dringendste Aufgabe der Politik in unserer Zeit ist es, den Frieden zu sichern und alles zu tun, was diesem Ziel dient. Wie sehr der Friede heute bedroht ist, spüren besonders deutlich diejenigen Völker, die dort leben, wo sich die Einflußgrenzen der beiden Großmachtblöcke Amerika und Rußland treffen oder gar überschneiden.

Auch wir Deutschen mit unserem gespaltenen Vaterland, den abgetrennten Ostgebieten und der „Insel Berlin“ gehören zu den Staaten in dieser schwierigen Zwischenlage.

Unsere nationale Aufgabe der Wiedervereinigung, die von allen Parteien unserer Bundesrepublik als ihr erstes politisches Ziel bezeichnet wird, ist gleichzeitig ein Schritt weiter auf dem Weg zu einem gesicherten Frieden, denn durch sie wird eine besonders krisengefährdete Stelle der Weltpolitik beseitigt.

Über den geeignetsten Weg zur Wiedervereinigung bestehen grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten in Deutschland und bei unseren westlichen Verbündeten. Da und dort zeichnet sich die Gefahr ab, über der Suche nach der sichersten Methode nicht zum politischen Handeln zu kommen.

Welches Handeln und Verhandeln führt in politischer Wirklichkeit zu einer Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit, welchen Preis wird man von uns fordern, welche Opfer wollen wir bringen?

Das einzige, was der einzelne Bundesbürger hier und jetzt tun kann, ist, sich über Tatsachen und Vorgänge zu unterrichten, damit unser Bundestag und unsere Regierung ein Echo, ein zustimmendes oder ablehnendes Echo, auf ihre Unternehmungen für eine Wiedervereinigung hören und immer die Gewißheit haben, hier an einer Lebensfrage des ganzen deutschen Volkes zu arbeiten.

Die Werkbücherei bietet dazu an:

Theodor Heuss: „Die deutsche Nationalidee im Wandel der Geschichte“.

Stenografische Aufnahme einer Rede, die Theodor Heuss am 27. Mai 1946 vor den Studenten der Universität Tübingen hielt. 32 Seiten 102 Ga 2

Diese Rede möchte ich an den Anfang all der nun folgenden Stimmen zur deutschen Wiedervereinigung stellen. Unmittelbaren Bezug zu unserem Thema sollte man zunächst nicht vermuten. Doch erweist sich diese Betrachtung von Entwicklung und

gegenwärtiger Möglichkeit einer Nationalidee in der Gesamtheit unseres Staates und eines Nationalbewußtseins beim einzelnen Staatsbürger als eine vor aller politischen Zielsetzung notwendige Erwägung der geistigen Grundlagen unseres Wiedervereinigungstrebens.

In der Mäßigung ihrer Aussage und der Weisheit ihres Ergebnisses ist diese Rede zudem Verdeutlichung dessen, was eine ins Politische weisende Rede im besten Sinne sein kann: Aufruf zur Besinnung und zu bedachter Tat.

Charles W. Thayer: „Die unruhigen Deutschen“

Mit einem Vorwort von Carlo Schmid 287 Seiten 27 Ed 1

Dieses Buch, im Stil einer Reportage, bringt klug viele Einzelheiten, aus denen sich der kritische Leser ein Bild darüber machen kann, wie Amerika Deutschland und die Chancen seiner Wiedervereinigung ansieht. Eins wird dabei klar: Die Wiedervereinigung ist kein Herzensbedürfnis unseres großen Bruders.

Auch verurteilt der Verfasser als Amerikaner das Wiederaufleben nationalsozialistischer Gedanken in der Bundesrepublik, ohne zu bemerken, daß die von ihm so begrüßte einseitig westlich ausgerichtete Haltung der Bundesrepublik eine Wiedervereinigung auf lange Sicht ausschließt und daß so mit der Enttäuschung über das fast unlösbare Deutschlandproblem die Welt von gestern sich wieder zu Wort meldet.

Doch ist die Lektüre dieses Buches jedem zu empfehlen, der gut und fesselnd über unsere Zeit und ihre Wurzeln im Dritten Reich, der Weimarer Republik und Preußen unterrichtet sein will.

Paul Sethe: „Zwischen Bonn und Moskau“. 179 Seiten 141 Ed 1

Ein Publizist von Rang geht dem Lauf der Deutschlandpolitik von 1945 bis 1956 nach. Er tut es redlich und in großartiger Unabhängigkeit, er rückt mit seinem schlichten Erzählen so manches schiefe Bild zurecht. Es kommt einem kaum zum Bewußtsein, wie schwierig die geschilderten Sachverhalte sind, weil das Buch sich so leicht liest. Gehalt muß doch nicht immer schwer verdaulich sein. Trüb wird einem allerdings zumute, wenn man die bitteren Wahrheiten der Darstellung Sethes begreift. Und man bedauert, daß das Buch schon 1956 endet. Der aufmerksame Be-

trachter der gegenwärtigen Lage wüßte gern, ob Paul Sethe auch heute noch am tätigen Optimismus seines Schlußkapitels festhält.

Erich Kuby: „Das ist des Deutschen Vaterland“. 70 Millionen in zwei Wartesälen. 485 Seiten 45 Ed 1

Hier schreibt sich jemand seinen Zorn von der Seele: leidenschaftlich, wenn es sein muß, schnoddrig, wenn er es sein will, und gründlich! In 25 Kapiteln, aufgegliedert in ein Mosaik von unzähligen genauen Beobachtungen, untersucht Erich Kuby die deutsche Wirklichkeit von heute: den Hergang unserer Spaltung 1945, unsere Entwicklung zu zwei Teilen, die sich immer fremder gegenüberstehen. Er legt das allgemeine politische Unbehagen und Unsicherheitsgefühl bloß und weist auf seine Wurzeln, z. B. auf unsere unpolitische, aber unheilvolle, weil doch im Politischen wirksame Überbewertung von Wohlleben und Scheinsicherheit. Er stößt an Tabus und den Leser vor den Kopf; er weist immer wieder eindringlich die Vorläufigkeit unseres Staates auf.

Man mag Erich Kuby seine oft heftige Ausdrucksweise vorhalten und ihm die Oberflächlichkeit mancher Urteile ankreiden — für sein Buch sprechen sein Mut und seine ernste Sorge.

Richard Thilenius: „Die Teilung Deutschlands“. Eine zeitgeschichtliche Analyse. 195 Seiten 15 Ed 1

Dieses Buch bringt Tatsachen. Es schildert politische Vorgänge, ohne persönliche Meinungen einzumengen. Im Vorwort allerdings sieht man, daß die Sachlichkeit des Verfassers durch seine innere Anteilnahme gestützt wird. Diese Sachlichkeit bewährt sich.

Angefangen bei Hitlers Traum eines germanischen Reiches von Frankreich bis zum Ural, über Deutschlands Kapitulation bis zur Darlegung der Nachkriegspolitik bis 1949, die zur Zweiteilung Deutschlands führte, bringt Thilenius mit vielen Quellen einen klaren Überblick über die Entwicklung Deutschlands und die Frage seiner politischen Gestalt und seiner Grenzen.

Ein Stichwort „Teilung von Staaten“ ordnet das Buch auf ausgezeichnete Weise ein.

Horst Mönnich: „Das Land ohne Träume“. Eine Reise durch die deutsche Wirklichkeit. 289 Seiten 135 Ed 1

Paul Sethe: „Die großen Entscheidungen“. 130 Seiten 141 Ed 1

„Deutschlands Ostproblem“. Eine Untersuchung der Beziehungen des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn. 220 Seiten 4 Ed 1

Christel Kurschat

KLEINER START INS SCHÖNE SAUERLAND



Es ist jammerschade, daß so wenige Menschen im übrigen Deutschland (und man hört sagen, sogar in Dortmund) unseren westfälischen „sonnigen Süden“ kaum vom Ansehen kennen. Gilt nicht auch für unsere Heimat der Weisheit letzter Schluß: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!“? — Man kann in Dortmund „Espresso“ trinken und dabei an Romys Kino-Trauminsel Ischia denken. Und in einer kleinen Stadt im Sauerland kauft man piekfeine Edelweißanstecknadeln „zum ewigen Andenken“, braucht sich dabei aber gar nicht nach Tirols gigantischer Bergwelt zu sehnen, denn man hat im Sauerland Höhenzüge vor den Haustüren. Schon ihre Zahl, die man kurzweg „tausend“ nennt, würde manchen Großstädter, der seine Blicke über die endlose Wälderpracht ihrer Hänge wandern ließ, verblüffen. Und wenn er dann noch durch die bezaubernd idyllischen Flußtäler führe, radelte oder bummelte... „Nein, wie interessant ist das alles!“ und „Das habe ich mir wirklich bisher so nicht vorgestellt!“ rief er sicher aus. Und die ganz „Sinnigen?“ Nun, die starten jetzt vielleicht einmal mit uns los in die gewiß nicht mehr unbekannte, aber dennoch oft reichlich vernachlässigte, romantisch-schöne Bergwelt. Wie einzelne Rosinen aus der Unmenge eines großen Kuchens picken wir uns einzelne Städtchen heraus. Zuerst machen wir einen

Bummel durch Altena

Vor unseren begeisterten Blicken liegt diese liebe, schöne, alte Stadt, umrahmt vom Kranz der grünen Berge, umsäumt vom silbern schimmernden Band der Lenne, überragt vom wuchtig-stolzen Bau des Schlosses, das seine Zinnen hoch in das leuchtende Blau des Himmels reckt, im Sommersonnenschein. Weiße Lämmerwölkchen ziehen spielerisch um das ehrwürdige, sagenumwobene Haupt des Berges. Wem verdankt die Burg ihren sonderbaren Namen? Wir möchten gern der alten Sage Glauben schenken, wonach vornehme, römische Söldlinge, die, vorzeiten durch irgendeines Fürsten Gunst hierher gerieten, eine Burg aufzubauen begannen, die den Grafen von Arnberg ärgerte. Er fand, sie sei ihm al-te-nahe. Aber trotzdem entstand der weitläufige Bau, der dann diesen Namen behielt.

Wir sehen uns dort ein wenig um, betreten den Burghof, werfen einen erschauernden Blick in einen fast 50 m tiefen Brunnen, gelangen in den oberen Burghof und somit dann auch gleich in die inneren Räume. Es würde zu weit führen, alles das aufzuzählen, was Tradition und Sammlergeist hier in einem Museum an Denkwürdigkeiten aus der Vorzeit der Geschichte aufbewahrt haben. Neben einem Taufstein (um 1200) aus Hagen findet man gotische Altertümer, Nachbildungen ehemaliger Bauern- und

Bürgerwohnräume, Gemälde, Plastiken, Bronzen, Truhen und eine Unmenge wertvoller Bücher, Urkunden, Münzen und dergleichen. Von den Wohnräumen ist der eines ehemaligen Reidemeisters, der als der erste Besitzer von Eisenhammerwerken und Drahtrollen gelten kann, besonders interessant. Die Einrichtung zeugt von reichem, gediegenem Wohlstand. Hier wird deutlich, daß die allgemein übliche Redensart damals: „En Reimester singet in der Kiärke nit selver, do hiät hei siene Lue vüör!“ wohl in dem Selbstbewußtsein des Betreffenden seinen Ursprung hatte. Im holzgetäfelten Rittersaal, dessen bunte Glasfenster die Wappen der märkischen Städte zeigen, befindet sich das Archiv. Die Bücherei enthält allein 3000 Bände reichster, vorwiegend heimatkundlicher Geschichte.

Wir klettern wieder hinab ins Städtchen und spüren deutlich, während wir in aller Gemütlichkeit die Häuserzeile entlangpendeln, die Atmosphäre einer jahrhundertealten Heimstätte der eisenverarbeitenden Industrie, die der berühmten Drahtzieher, auch „Zöger“ genannt. Dieses Gewerbe, das viel Feingefühl der Hände, große Geschicklichkeit und fixe Gewandtheit von jedem einzelnen Arbeiter verlangte, betrieben die Altenaer vorzeiten als eine Art Geheimwissenschaft, die sie sorgfältig vor dem Zugriff „neidischer Ausländer“ schützten. Als sich dennoch einmal ein Verräter mit Namen Nüter fand, der in den Ort Rödinghausen überging, wurde er mit Gewalt von einem großen Volkshaufen zurückgeholt und ins Burggefängnis geworfen, wo er elendig ums Leben kam.

Halver

Dieser Ort, auf einem Bergrücken des Sauerlandes, zwischen Volme und Ennepe, an der Verkehrsstraße Hagen—Lüdenscheid gelegen, wurde schon im Jahre 1160 im Heberegister der Abtei Werden als Oberhof Halvara oder auch Halvaru abgabepflichtig genannt. Jedoch scheinen in seiner Umgebung die Höfe und Adelssitze der Ricmar, Tidico u. a. noch viel älter zu sein. 1430 besaß die Stadt in ihrem Innern ein weithin bekanntes Freigericht. Herzog Heinrich von Bayern erhielt hier ein Urteil, das ihn von der Feme freisprach. Zu der Zeit gab es bereits Eisenschmieden und Schmelzen in verschiedenen Gemeinden der Umgebung und im Gloerbachthal. 1635 bis 1636 wütete die Pest so furchtbar, daß mehr als 1000 Menschen von ihr dahingerafft wurden; auch zahlreiche Brände und Kriegsverheerungen, besonders die des Dreißigjährigen Krieges, stehen in der Geschichte Halvers verzeichnet. In der aus dem Jahre 1783 stammenden Kirche hängen einige mit alten Inschriften versehene Glocken. Auf einer heißt es: „dit is selgen claus Potgeiter von Dorpmund sine gedechtnis“. Es wird ein

„Potgeiter“ aus Westhofen gewesen sein, denn dort war im Mittelalter die mit ihrem Namen bis ins heutige Zeitalter hinein berühmteste Glockengießerei ganz Westfalens und darüber hinaus ganz Westdeutschlands (Rinker). Die Glockengießer hießen „Potgeiter“.

Als bekanntes, weibliches Original lebte Anfang 1900 in Halver das Kiepen-Lisettken, so benannt, weil es klein und „spillerig“ war, aber ein Mundwerk für zweie hatte. Mit ihrer Kiepe aufgebuckelt, in der sie Woll- und Leinensachen, Kurzwaren, Schürzen-Siamosen und Kämm trug, eilte sie straßenauf- und straßenabwärts, treppauf und treppab. In den Häusern und auch in der ländlichen Umgebung auf den Bauernhöfen war sie rühmlichst bekannt und gern gesehen. Sie war nämlich die wandelnde Zeitung und kühnste Berichterstatteerin aller Begebnisse im Sauerland (sie „reiste viel“), und sie verstand es, mit einer so drolligen, drastischen und bildhaften Sprache ihre Geschichten zu würzen, daß man sie stets mit Spannung erwartete. Sie war beliebt bei jung und alt und konnte leichtgerührte Menschen oft bis zum Weinen erschüttern.

Es gab aber auch einen Mann in Halver, der dafür sorgte, daß die Leute oftmals etwas zum Lachen hatten — obwohl er „Tränen-Peter“ hieß. Der Name kam jedoch nicht etwa daher, weil er viel weinte, sondern weil seine Augen ständig trännten. Ob das von dem rauhen Wind der Höhe herrührte, auf der er geboren war, oder davon, daß er „gerne einen mochte“, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Er war nie um eine schlagfertige Antwort verlegen, wenn man ihm irgendwie einen Vorwurf machen oder ihn verulken wollte. Als er in der Bahnhofswirtschaft einmal renommiierte, er sei auf der Brüsseler Weltausstellung (1897) gewesen, fragte ihn der Wirt, was er denn dort gesehen habe. Darauf erwiderte Tränen-Peter prompt, er hätte einen Storch gesehen, der sogar eine Brille trug (Der Wirt hieß Storch und trug eine Brille!). Einen Amtmann, der ihn in einer Wirtschaft um Mäßigung im Trinken anhielt, sagte er: „Du kass mi hier nich rutschmieten. Hier stoh ek oben op de Suupliste, un du unnen!“

Dergleichen Scherze mehr geschahen seinerzeit in Halver, das auch heute wieder, nach dem letzten Krieg, in seiner gemüthlichen Traulichkeit heiter und zufrieden unter dem blauen Himmel des Sauerlandes, 430 m über dem Meeresspiegel, liegt.

Lüdenscheid

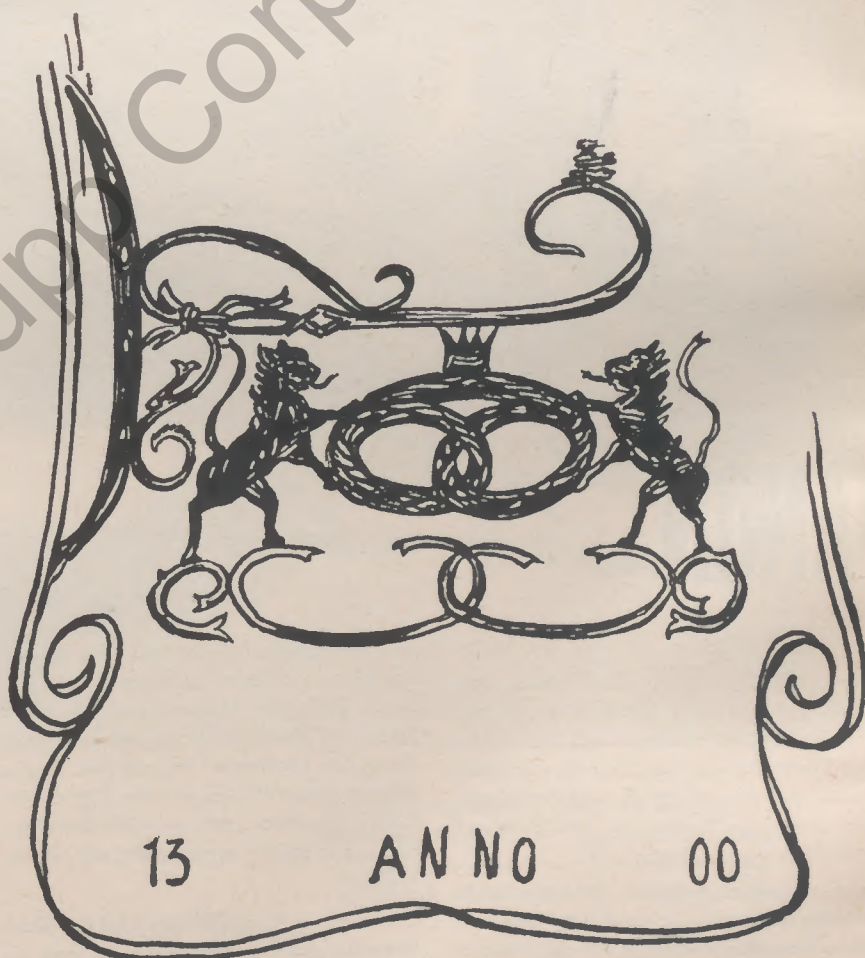
Wir kommen doch aus dem betriebsamen „Kohlenpott“, sind dem Gelärm der Großstadtstraßen mit den roten und grünen Blinklichtern entronnen, um auf den Sauerländer Bergen die vielberühmte „Stadt

auf den sieben Hügeln“ in ihrer ganzen Beschaulichkeit und köstlichen, gemüthvollen Idylle zu besuchen. Und wir finden ein beinahe großstädtisch anmutendes, reges Verkehrsleben auch dort. Ebenfalls die roten und grünen Ampeln.

Nun, es ist einmal so. Die Zeit bleibt ja auch hier nicht stehen, und die schon im Jahre 1280 als Mitglied der Hanse durch den Handel mit Osemundeisen selbst im Ausland bestens bekannte Stadt an der Verse will ihren Platz an der Sonne des „munteren Erwerbslebens“ behalten und ihrem alten, „eisernen“ Namen weiterhin alle Ehre machen. Das ist nicht mehr als recht und billig. Das heißt, ihr alter Name war eigentlich, so um 1067 herum, ziemlich komisch. Es gehörte schon eine regelrechte Kunst des Zungenschlages dazu, ihn schnell und fehlerfrei auszusprechen. Luidolescetha hieß Lüdenscheid nämlich damals. Man leitet den Namen von den hier wohnenden Ludolfingern ab = Ludolf-Scheide. Vielleicht schieden sich hier gerade einige germanische Volksstammgrenzen ab. Es sei, wie es sei. Metallkurzwaren wurden von den Lüdenscheidern schon hergestellt, als man in den Sauerländer Bergen noch nach Eisen-, Kupfer- und Zinnerzen und — in sagenhafter Vorzeit — nach Gold und Silber grub.

Wir waren also zu sehr auf Vergangenheit eingestellt und trafen eine, wie schon gesagt, kleine Großstadt an.

Da kommt uns ein guter Einfall. Dem Verkehr den Rücken wendend, durchwandern wir die Gäßchen und Winkel der Altstadt. Und da sind wir auf einmal wieder mitten in der erträumten Romantik, mitten in der geruhsamen Sphäre einer stillen Welt, die es nicht sosehr eilig hat mit der Zeit; wo noch Fachwerkhausgiebel sich vertraulich zueinanderneigen, als wollten sie sich in der Dämmerstunde alte Geschichten „von damals“ erzählen. Wo hinter kleinen Fensterscheiben auf schmalen Fensterborden noch grüne Geranienstöcke mit glutroten Blüten freundlich nicken, und wo noch vor einem Hause das alte Bäckerzunftzeichen, das Wappen der ehemaligen Gilde, an schwungvollem, schmiedeeisernem Halter als stolze Zierde prangt. Das Wappen, eine Brezel darstellend, mit einer Krone geschmückt und von zwei Löwen gehalten, wurde um 1300 von Kaiser Karl IV. dieser Zunft verliehen, weil sie geschlossen dem Herrscher auch in Kriegszeiten mit der Waffe in der Hand beigestanden hatte. Dies beleuchtet zwar wieder eine unruhige Zeit, mutet uns Heutige aber doch irgendwie heimelig an.





*Hoch über dem ausgedehnten
Ruinenfeld Baalbeks erheben sich
die fast 20 Meter hohen
Säulen des Zeustempels*

LIBANON

Im Hafen von Beirut.

Die „Italia“ hat schon die Trossen abgeworfen, als ein LKW heranbraust und zwei Männer rasch eine Kiste auf den Pier stellen. Wild fuchtelnd läuft ein Herr im schwarzen Sakko auf den Fahrer zu und beschimpft ihn wegen der Verspätung. Die Kiste soll unbedingt noch an Bord.

Inzwischen aber klaffen vier Meter zwischen Schiffswand und Kai, und diese Schlucht verbreitert sich zusehends, als der Steamer

ins Hafenbecken hineintreibt. Eilig springt der Herr in Schwarz in einen abseits vertäuten Kahn, die Männer lassen die Kiste hinab und lösen das Boot von der Mole. Unter den Zuschauern beginnt man bereits Wetten abzuschließen, ob der Káp'tn das Kolli noch an Bord nehmen wird oder nicht, und was es enthält. Sprengstoffe, Rauschgift, Waffen?

Mit kräftigen Ruderschlägen wird der Kahn längsseits des Dampfers gebracht, und die

Männer heben die Kiste auf die Plattform des noch nicht hochgehieften Fallreeps.

Gerade in diesem Augenblick aber gehen die Schiffsschrauben auf volle Touren, die Männer können die Kiste nicht mehr weiter schieben, und so balanciert sie zwischen Himmel und Wasser auf der Plattformkante. An Deck aber steht der Káp'tn und schüttelt grinsend den Kopf. Von ihm aus kann das Kolli dort tief unter ihm weiterbalancieren, bis es von der Dünung weggespült



Wie Forscher annehmen, stammt die bäuerliche Bevölkerung der Bekaa, des Tales zwischen Libanon und Anti-Libanon, noch von den altkanaanitischen Volksgruppen ab, die das Alte Testament erwähnt



Zum Bau der Stadtmauer Baalbeks verwendete man zur römischen Kaiserzeit 1500 bis 2000 Tonnen schwere Kalksteinblöcke



Mehrbundertjährige Zedern im Libanongebirge. Im Altertum war der Export von Libanonzedern die Haupteinnahmequelle der Phönizier. Heute gibt es nur noch drei kleine Zedernwäldchen im Libanon

Von der gepflegten Meerpromenade Beiruts blickt man auf die „Taubengrotten“



wird. Der Herr in Schwarz ringt die Hände. Er läßt sich zurückrudern, chartert eine Barkasse, die dem Dampfer nachprescht, und als die „Italia“ die Außenmole erreicht hat, sehe ich, wie er vom Motorboot aus die Kiste weiterschiebt und an Bord steigt.

Lachend zerstreuen sich die Zuschauer und kassieren ihren Wettgewinn. Die immer zu Scherzen aufgelegten Beiruter haben wieder ihre kleine Sensation gehabt, über die sie noch lange sprechen werden. Man ist heiter in der großen Hafenstadt und lebt von heute auf morgen. Hauptsache, die Geschäfte gehen und man wird von politischen Unstimmigkeiten zwischen den Nachbarländern nicht gestört.

Libanon ist das einzige unter den arabischen Ländern, das sich vor 15 Jahren einen christlichen Staatspräsidenten gewählt hat. Das hat seinen Grund darin, daß jeder zehnte Libanese Christ ist, und zwar griechisch-orthodox. Überall im Lande verstreut, besonders in seinem Nordteil bis nahe Tripoli, liegen die Klöster der Maroniten und der Jakobiten, orthodoxen Sekten, denen das Land seit ein paar hundert Jahren Kultur und Zivilisation verdankt. Der Widerstand, den diese Christen gegen die Drangsalierungen von Seiten der türkisch-osmanischen Gouverneure bis 1920 leisten mußten, war äußerst zäh, aber er hat sich gelohnt, nicht allein für die Christen selbst, sondern indirekt auch für die Mohammedaner im Lande.

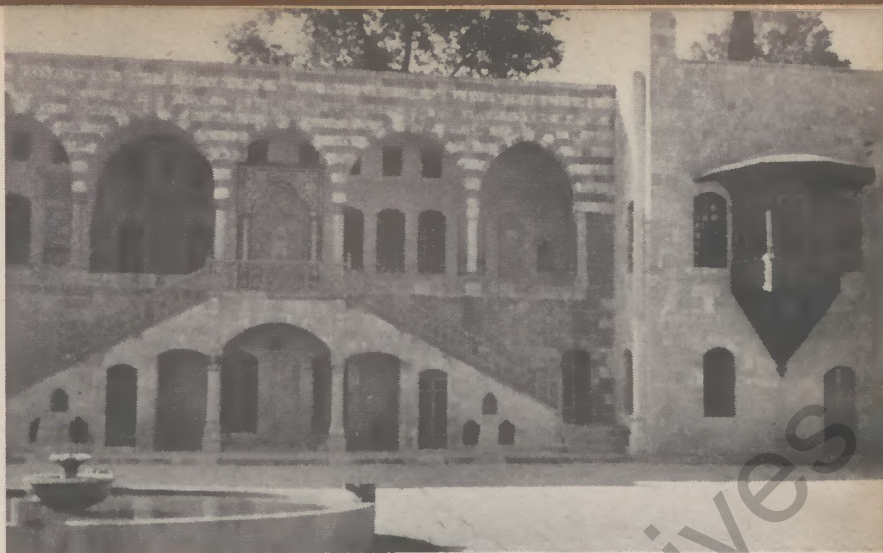
Die anderen Volksgruppen Libanons sind die durch ihre Freiheitsliebe berühmten Drusen, die wegen ihres Fanatismus berühmten Metwalis im Gebiet von Baalbek und die Alaviten in Nordlibanon, deren Religion bis heute noch nicht restlos geklärt ist. Die ersten beiden gehören der schiitischen Glaubensrichtung an und innerhalb dieser den Ismaeliten, deren Oberhaupt Aga Khans Enkel Ali Khan ist. Schon zur Kreuzritterzeit haben die Ismaeliten den Christen schwer zu schaffen gemacht. Sie stellten ein Korps auf, das sich durch Haschisch in einen Blut- rausch versetzte, um bedenkenloser morden zu können. Man nannte sie daher Haschisch, woraus das französische Wort für Mörder „assasin“ entstand.

Zu den letzten Ausschreitungen, vornehmlich der Drusen gegen die Ungläubigen, kam es 1860 im Freiheitskrieg gegen die osmanischen Sultane, die das Land erbarmungslos aussogen, um ihren verschwenderischen Lebenswandel bezahlen zu können. Es war die Zeit, als man von der Türkei nur mehr als vom „kranken Mann am Bosphorus“ sprach. Während dieses Aufstandes kamen 30000 christliche Maroniten ums Leben. Der Emir Abd el Kader, berühmt geworden durch John Knittels Buch, nahm sich vieler Christen an und rettete sie vor dem gleichen Schicksal. Nachdem ein türkisch-französisches Hilfskorps den Aufstand nieder-

geworfen und 2400 Drusenhauptlinge gefangen genommen hatte, rettete diese allein der Einspruch Englands vor der Hinrichtung. Dieser Verzicht auf Vergeltung, die sonst unweigerlich eine dauernde Guerilla nach sich gezogen hätte, zeigte sich für das Land als sehr segensreich: Bis heute ist es nicht mehr zu Auseinandersetzungen zwischen Drusen und Christen gekommen.

Wer das Hermongebirge oder die Ostflanke des Libanon durchreiste, traf immer wieder auf Drusen und war verblüfft über die uneingeschränkte Gastlichkeit, mit der sie den Touristen in ihrem Hause aufnahmen. Auch wenn es schon tief in der Nacht war und ein verschlafener Tankstellenwart als letzten Ausweg für eine Unterkunft zum Hause des drusischen Ortsgewaltigen wies, ließ dieser sofort Betten richten und noch ein kleines Festmahl bereiten. Besonders stolz erzählte dann der Gastgeber — Drusen sprechen häufig Französisch, Englisch oder, wenn sie in Südamerika ein Vermögen gemacht haben, auch Spanisch — von ihrem Landsmann Ali Sablach, der die Patente für 28 Erfindungen erhielt und dem man in Nabatiye-Tachta ein kleines Mausoleum errichtet hat. Oder man schwärmte vom großen libanesischen Maler Gibran Kahlil, dessen Landschaftsbilder und Aktstudien weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt geworden sind. Dort, wo sich noch einer der wenigen Zedernwälder die Abhänge des Libanongebirges hinaufzieht, hat das Land in einem Dorf die Werke des Künstlers gesammelt, gleichsam um alles, was die Nation an Berühmtheiten aufzuweisen hat, beisammen zu haben. Den Zedern nämlich verdankt das alte Phönizien, auf dessen Gebiet sich heute die Republik breitet, seinen Wohlstand. Sogar die ägyptischen Pharaonen ließen sich ihre Hochseeflotten in den Docks von Byblos und Tripoli aus den Zedern des Libanon bauen.

Das Drusenland ist von eigenartigem Reiz. Sobald man sich vom Knotenpunkt der Straße von Beirut nach Damaskus und jener, die zwischen Libanon und Anti-Libanon verläuft, südlich wendet, befindet man sich im Hochtal der Bekaa. Früher war es schon ebenso fruchtbar wie heute. Man kommt vorbei an römischen Tempelresten nach Rachaya, das eine mächtige Zitadelle überragt. Wie andere Schlösser am Hermon, gehört auch dies der Drusendynastie Schebab. Einige Meilen weiter verläuft die Landstraße am Hermongebirge entlang, also dem südlichen Ausläufer des Anti-Libanon, und erreicht Hasbaya, eine uralte Stadt, die schon im Alten Testament erwähnt wird und sich in einen fruchtbaren Talkessel schmiegt. Ein burgähnlicher Palast der Schebab beherrscht den Zugang ins Städtchen. Noch heute wohnt ein Großteil der Familie in den 65 Räumen des im 17. Jh. erbauten Schlosses. Ein mächtiger Turm flankiert es an der Westseite, und ein von



Innenhof des Drusenschlosses Beit et Din



Es ist eins der reichsten, das sich ein Drusenfürst aus der Dynastie der Schebab im 18. Jahrhundert errichten ließ

Straße eines Dorfes im Hermongebirge





*Nabe der Metwali-Stadt Hermel
ragt die Pyramide eines
syrischen Prinzen ins Firmament,
ein Wahrzeichen für jeden,
der zwischen Libanon und
Anti-Libanon nach Syrien reist*

*Die Quellschlucht des
Adonisflusses, in welche die
Legende die Liebesnacht
zwischen Aphrodite
und Adonis legt*



Basaltlöwen, den Symbolen der Dynastie, geschmücktes Tor öffnet sich in den geräumigen Innenhof. Hier kamen 1860 etwa 1000 Christen ums Leben, nachdem sie der osmanische Palastkommandant den Drusen ausgeliefert hatte, um sein eigenes Leben zu retten.

Bis zum Austritt des Litaniflusses in den libanesischen Küstenstrich mit Bananenhainen und Obstplantagen reihen sich saubere Drusendörfer aneinander mit schneeweißen Moscheen, aber auch düsteren Tempelruinen aus der Zeit, als hier noch römische Götter verehrt wurden. Dörfer, die heute ein paar hundert Einwohner zählen, waren damals reiche Städte.

Kein Fremder, der nicht vor allen anderen die grandiosen Ruinen Baalbecks aufsuchen würde. Sie liegen im nördlichen Abschnitt der Bekaa, die hier ein ganz anderes Gesicht hat als im Süden und infolge des jährlichen Fremdenstroms der Moderne gegenüber weit aufgeschlossener ist. Unweit Baalbecks dehnt sich am Osthang des Libanon der Ort Hermel mit der gleichnamigen Pyramide. Vor 2200 Jahren ließ sie sich ein syrischer Prinz als Grabmal errichten. Ihre Flächen sind mit Reliefs von Jagdszenen geschmückt, mit gekreuzten Lanzen für die Eberjagd, mit Fangstricken und Wildfallen.

Während der südliche Teil des libanesischen Küstenlandes außer den einst phönizischen Handelsstädten Tyrus und Sidon keine größeren Orte aufweist, hat sich nördlich Beirut eine zwar nicht sehr bedeutende Industrie mit Zementfabriken, Ziegeleien und Salzgewinnungswerken etabliert. Zentrum ist die mit Vorsprung zweitgrößte Stadt Libanons, Tripoli, und ihr Hafen El Mina. Tripoli hat ausschließlich mohammedanische Bevölkerung.

Das Gesicht der Stadt ist daher auch rein islamisch, und wer die engen, dunklen Altstadtgassen am Fuß der Kreuzritterburg durchstreift, hat stets den Eindruck einer gewissen Feindseligkeit und sogar von Haß, der einem entgegenschlägt. Darüber täuschen auch nicht die Bauwerke hinweg, die noch in europäischer Sprache reden und mit ihrem romantischen und gotischen Schmuck daran gemahnen, daß Tripoli einst Angelpunkt mittelalterlichen Christentums an der Levante war. Die Moschee, einst Marienkathedrale Tripolis, besitzt in ihrem maleischen Hof noch zwei prächtige Portale, wie sie ebensogut eine französische Kirche zieren könnten.

Libanons großer Aufstieg begann, nachdem die spanische Regierung dem Unwesen von Schmugglern und Großschiebern im marokkanischen Tanger ein Ende gemacht hatte und sich jene, die sich dem Zugriff der Polizei hatten entziehen können, nach Tripoli und Beirut absetzten. Wer irgend konnte, floh nach Beirut, weil man dort aufgeschlossener ist als in dem von der mohammedani-

schen Geistlichkeit beherrschten Tripoli. Beirut ist gleichsam das Bankhaus der arabischen Länder. Dank seiner Lage ist diese Mittelmeermetropole wie keine andere geeignet, Umschlagplatz für Waren aus Südarabien, Iran und Pakistan zu sein. So war es schon vor 3000 Jahren, als „Berytos“ neben Sidon orientalische Kultur nach Europa vermittelte — und ihm den Purpur lieferte, Purpur für die Mäntel römischer Kaiser.

Beiruter Kaufleute und Handwerker sind Levantiner und verstehen sich geradezu

meisterlich in der Handhabung des „Währungsklaviere“. Auch die kleinsten Kursdifferenzen werden genützt. Der ausgebaut „Service“ dieser Stadt veranlaßt so manchen amerikanischen Importeur, z. B. Jute aus Pakistan über Beirut einzukaufen, weil es trotz des Umweges vorteilhafter ist. Und wenn für Sonntag ein Überseedampfer angekündigt ist, wird man den Kauf von Dollars auf den Montag verschieben.

Nur in den engen Seitentälern merkt man nichts vom Getriebe in den Basars der Großstadt. Dort atmet noch etwas von

altheidnischem Glauben, als man in der Grotte von Akura den Frühlingsgott Adonis verehrt. Er war den Phöniziern gleichbedeutend mit dem ägyptischen Osiris. Wie die Legende erzählt, verbrachte der junge Gott in dieser Grotte die erste und letzte Liebesnacht mit der Göttin Aphrodite. Aber Mars, der auf die Jagderfolge Adonis' eifersüchtig war — beileibe nicht auf jene bei der Liebesgöttin — schickte einen Wildeber, der den Jüngling zerfleischte. Aus seinem Blut sprossen die Adonisröschen und verbreiteten sich über die ganze Welt.



*Fremdenpension
in einem Tal
des Libanongebirges*



Auch an dieser Aufnahme Susannes überrascht uns die technische Präzision. Sie hat dem ins Ziel einfahrenden Fischkutter keine romantische Wirkung abgewonnen, sie hat den Vorgang dargestellt! So, wie das einer tut, der die besonderen Verhältnisse der Wattenmeer-Nautik aus dem Effeff beherrscht. Und sie hat dennoch ein schönes, wohlabgewogenes Bild geformt

Susanne knipst

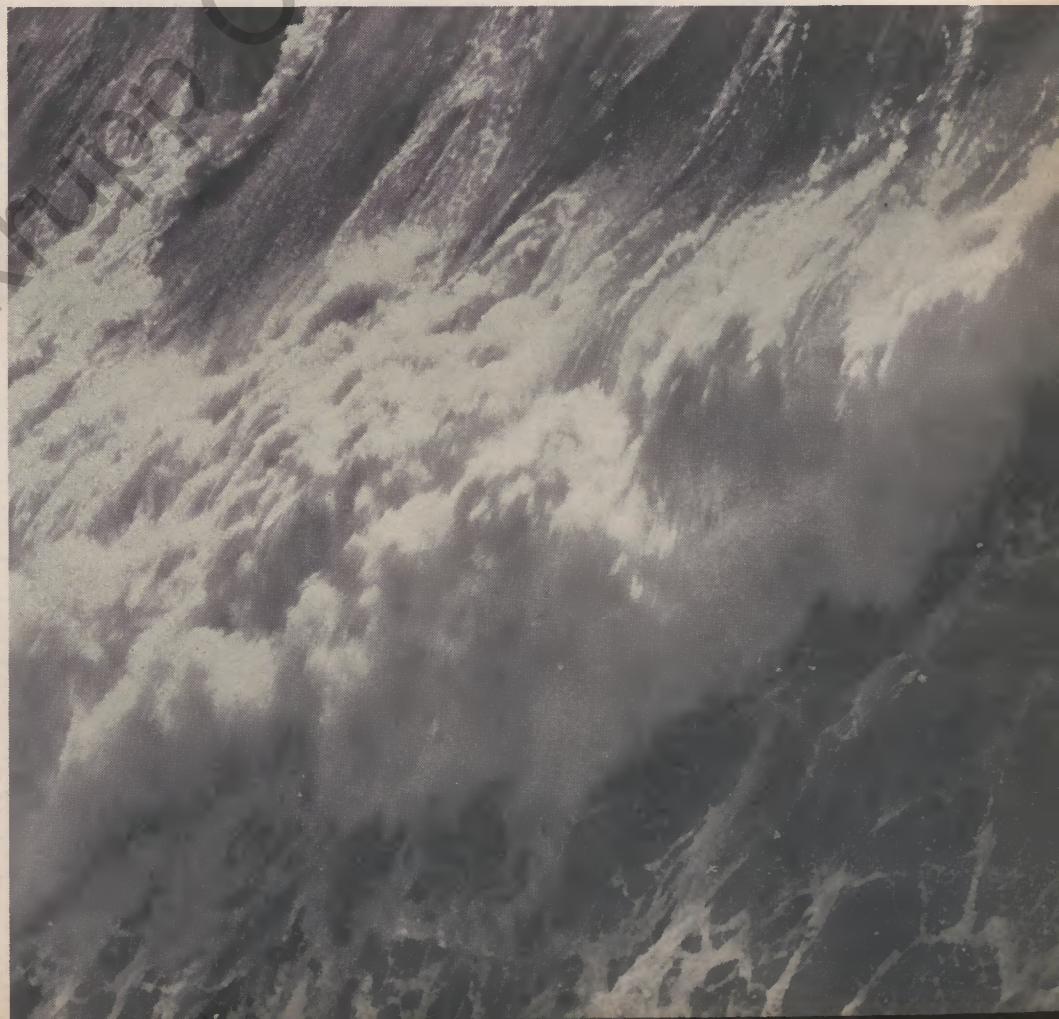
Sage mir, was du knipst — — !
 So, wie es eine Graphologie gibt — die Lehre von der Offenbarung des Charakters durch die Handschrift —, so müßte es auch eine Photologie geben. Was ein Mensch knipst, sollte doch eigentlich Rückschlüsse auf sein Wesen zulassen. Dabei könnte dann oft Überraschendes zutage treten. Nehmen wir als Beispiel die hübsche und quicklebendige Susanne Cramer, die nebenbei eine begeisterte Photoamateuse ist: Jahrelang — soweit man bei ihr schon „Jahre“ zählen kann — hat man sie als deutsches Pin-up-Girl, als enfant terrible des deutschen Films herausgestellt; was müßte sie demnach mit Vorliebe knippen? Nun, Susanne knipst erstaunlicherweise nicht auf jenen Seiten des Lebens, die vor einem verwöhnten Liebling der Götter bereitwillig aufgeschlagen werden. Susanne geht mit ihrer Kamera einsame Wege, und die herbe Landschaft der Waterkant, die See und ihre Menschen sind das Reich ihrer fotografierten Träume.





Kaum zu glauben, daß dieses Bild aus Susannes Album stammt: Fischerboote bei Ebbe — eine Aufnahme, die ein sehr genaues Gegenstück ist zu jenen heiteren Schnapsschüssen von fröhlicher Seefahrt, wie man sie dem Filmstar Susanne ohne weiteres zutrauen würde

Ein ebenso unerwartet „echter Cramer“ ist auch dieses Seestück. Doppelt bemerkenswert — einmal durch das Thema, das einem hartgesottenen Reporter eher zu Gesicht stände als einem zierlichen Persönchen, sodann durch die Präzision der Aufnahmetechnik. Nicht genug damit, daß Susanne in solcher Turbulenz ihre Kamera überhaupt zu halten vermag; sie weiß auch genau, wie man einen Brecher knipst! (Mit langen Zeiten, damit seine Bewegung nicht zu Eis erstarrt.)



Das Rätsel

Lösungen aus dem Aprilheft

Magisches Quadrat

1. Arras, 2. Rüge, 3. Regal, 4. Agave, 5. Selen.

Besuchskartenrätsel

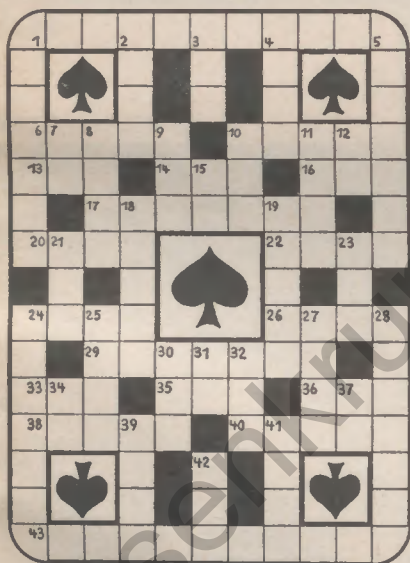
Schornsteinfeger.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: Strafe, Sol, Gas, einsam, Ali, Pflock, Fahne, Lee, Akt, Adam, Ade, Portion, Ger, er, Ersatz, er, Ding, Braten, Esel, Wald, Od, Rabatt, El, Einer, Glanz, Felsen.

Senkrecht: Plage, Weg, Federball, leer, Cape, Akkordeon, Inder, Segelflieger, Aida, Sage, Haus, Ekel, As, Sand, Alle, Fo, Alea, Tee, Elemi, Zelt.

Kreuzworträtsel



Der Feldberg liegt im senkrecht Eins

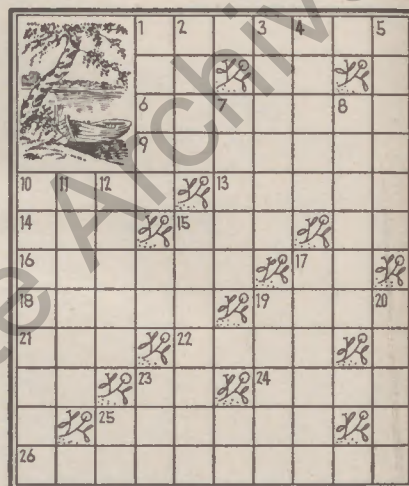
Waagerecht: 1. Gebirge in Süddeutschland, 6. rings von Wasser umgebenes Landstück, 10. quälendes Übel, 13. Einschnitt an der Längsseite eines Brettes, 14. Halbinsel an der Südküste von Costarica, 16. Handelsgewicht, 17. Zeughaus, 20. irischer Name für Irland, 22. englischer Hochadliger, 24. Kuchengewürz, 26. Verserzählung, Heldengedicht, 29. feste und kristalline Stoffe, 33. Branntwein, 35. feierliches Gedicht, 36. englisch: Eis, 38. Sternbild, 40. Edelgas, 43. belgische Stadt bei Gent.

Senkrecht: 1. Bei Maschinen Vorsteckstifte als Sicherung gegen Lösen, 2. Teil des Beines, 3. Ansturm auf die Kassen der Banken, 4. Mündungsarm des Rheins, 5. griechische Göttin der Fruchtbarkeit, 7. kurzer Augenblick, 8. englisch: Stern, 9. Gewinnanteilschein, Schicksal, 10. griechischer Hirten- und Waldgott, 11. Nebenfluß des Pregels in Ostpreußen, 12. japanisches Brettspiel, 15. chemisches Zeichen für Selen, 18. korbartiges Fische-

reigerät, 19. Kernfrucht, 21. Nebenfluß der Donau, 23. lateinisch: ich, 24. giftiges Alkaloid der Tollkirsche, 25. Getreidemaß, 27. Drangsal, 28. Stadt in Mitteldeutschland, 30. Rohstoff der keramischen Industrie, 31. Abkürzung für: außer Dienst, 32. Gesetzesantrag, Gesetz, 34. Auerochs, 37. chemisches Zeichen für Kobalt, 39. Nebenfluß der Unterelbe, 41. Sammlung altnordischer Dichtungen, 42. Ferment im Kältermagen.

Kreuzworträtsel

Zwanzig ist auch eine Stadt in der Schweiz



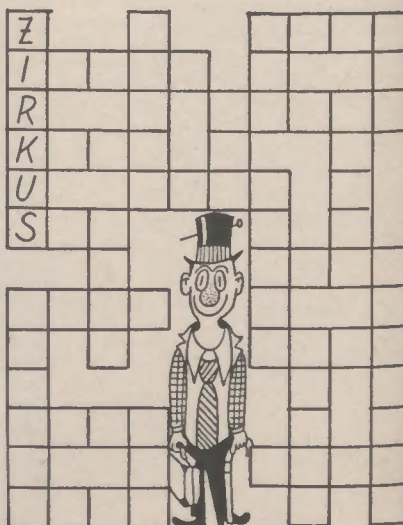
Waagerecht: 1. Name der Ulme, 6. Nebenfluß der Saale, 9. Stärke aus der Maniokwurzel, 10. schriftliche Unterlage, 13. Laubbäume mit holzigen Zapfen, 14. Rundholz quer am Mast, 15. Gewässer, 16. Alpengipfel, 17. Skatausdruck, 18. rechter Nebenfluß der Maas, 19. abgerundete Masse Käse oder Brot, 21. japanische Münze, 22. Gangart, 23. Zeichen für Lithium, 24. Männername, 25. Auftrag des Abgeordneten, 26. Sauerdorn.

Senkrecht: 1. Gewürz- und Arzneipflanze, 2. Stadt in Westfalen, 3. Spottschrift, 4. Alpenland, 5. tropische Kletterpalme, liefert Peddigrohr für Flechtwerk, 7. sportliches Wurfgerät, 8. kleiner Karpfisch, 10. giftige Waldpflanze, 11. Zahnkrankheit, 12. Handlungen, 15. Lied- und Strophenform, 17. Preisnachlaß für Wiederverkäufer, 19. Diener, 20. männliches Säugetier, 23. Gerinnmittel in der Käsebereitung, 25. Abkürzung für: Mister.

Kreuzwort-Puzzle

Hier werden nicht die Wörter gesucht, sondern die Eintragestellen für die angegebenen Wörter. Bei richtiger Lösung ist das Gitter ausgefüllt. Am eingetragenen Schlüsselwort kann man anknüpfen.

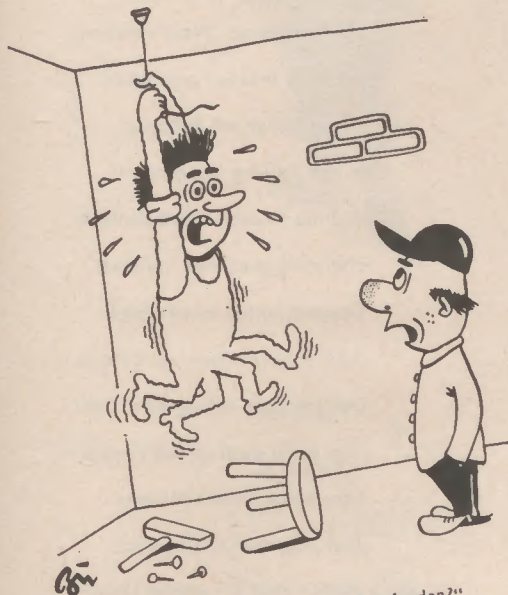
Die Wörter: Maori, Ente, Pneu, Kant, Itis, Talg, Karton, Erie, Mut, neun, Irma, Ilona, Ida, Miete, Ali, Keim, Tran, Gin, List, eitel, Rumba, Natrium, See.



AUFGEPASST!

IM ZUM VOM

BETRIEB



„Hast du den Kurzschluß gefunden?“



Ohne Worte



„Sind Sie gestürzt?“ „Nein, ich steige immer so ab!“



Ohne Worte



„Oh Gott! ——— sein neuer Hut!“

DER HÜTTEN KIEKER



Motto: Wenn die Knospen sprießen
und am Weg der Flieder blüht,
fällt man Amor leicht zum Opfer,
wenn man sich nur drum bemüht!
Laßt der Jugend ihren Frühling,
laßt der Jugend ihren Mai;
denn der Lenz geht schnell vorüber
und die Jugend schnell vorbei!

Denn nur der Philister Schar
leugnet, daß es stets so war!

Während die Natur im Kreise
feiert neues Auferstehn,
rüstet sich das Volk im Lande,
„Tag der Arbeit“ zu begehn.

Einmal nämlich soll im Jahre
alle Arbeit ringsum ruhn,
um in kurzer Atempause
einen Blick nach vorn zu tun.

Jetzt zum siebenzigsten Male
feiert man den 1. Mai
als Bekundung und Bekenntnis,
daß der Mensch kein Sklave sei!
Feiert fröhlich allerorten.

Freut des Lebens euch im Mai.

Brüder, reicht die Hand zum Bunde:
Nur der stolze Mensch ist frei!

Nur in der Gemeinschaft Kraft
wird neu der Erfolg geschafft!

Mit dem Frühling rückt alljährlich
auch der neue Lehrling an,
um im Lauf der Zeit zu werden
dann ein ganzer Hüttenmann.

Doch was kann so 'n Junge werden,
wenn er steht für sich allein?

Darum bittet Hüttenkieker:

Schließt in euren Kreis ihn ein!

Denkt daran: Ihr alle wart mal
jung und dumm und ungeschickt.

Auch euch wäre ohne Hilfe
nie der Weg nach vorn geglückt!
Unser Werk, das auch das eure,

hat nur fürderhin Bestand,
wenn das Können immer wieder
sich vererbt von Hand zu Hand!

Jugend braucht zu frischer Tat
neben Fleiß der Alten Rat!

In der Messestadt Hannover,
wo die Wirtschaft paradiert,
war auch unser Werk vertreten
mit dem, was wir produziert!

Hüttenkieker mit Behagen
in der Zeitung lesen konnt',
daß die Hoesch-Wesifalenhütte
abermals ganz weit in Front!
Deshalb hatten unsre Stände
auch entsprechend viel Besuch.

Das Interesse schlug sich nieder
flugs dann auch im Auftragsbuch.
Allenthalben frohe Mienen
über den Verkaufsrapport.

Wetten, daß wir wieder steuern
hin zu neuem Stahlrekord?

Hüttenmann ist stolz und spricht:

Angst vor morgen? — Kenn' ich nicht!

Hüttenkickers Schlußkapitel

(das ihm lang am Herzen frißt)

eine — nehmt das Wort nur wörtlich —
Riesen-Affenschande ist!

Zwar: ein Affe ist possierlich,
wo er rechtens hin gehört.

Aber: an den Arbeitsplätzen
so ein „Affe“ merklich stört!

Jenen „Affen“ nämlich mein' ich,
der auf Flaschen abgefüllt
und der wie ein wilder Teufel
sich im Kopf gebärdet wild.

Schnaps ist gut nur in der Kneipe.
Alkohol zur falschen Zeit
ruft herbei den Unfallteufel
und schafft namenloses Leid!

Dies wär's wieder mal für 'heut'.

Nächstens mehr, Adschüß, ihr Leut'!

Hüttenkieker grüßt mit Freuden

jetzt den Wonnemonat Mai,

der auch euch, so möcht' er hoffen,
allen höchst willkommen sei!

Erstens kann man jetzt lustwandeln
durch die blühende Natur,
wo die Mädchen voll Verlangen
zeigen Mode und — Figur.

LAPPES

AUS M MARTINWERK



GEH' ZUM
HEILDIENER
EH' ES SICH
ENTZÜNDET



PRIMA
"DAS GENÜGT"



WERKARZT



H. KAISLER

AUCH ALLERKLEINSTE WINZ'GE WUNDEN
GEHÖREN FACHMÄNNISCH VERBUNDEN
WER SICH NICHT HILFT ZUR RECHTEN ZEIT
ES SPÄTER MEISTENS HAT BEREUT

WER SICH DIESE MÜH' NICHT MACHT
UND DIE SACHE NOCH BELACHT
DEM KANN ES GEH'N WIE LAPPES HIER
VERSCHWINDET DURCH DES WERKARZT'S TÜR



Zusammen geht's vorwärts!